

Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft =
Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 4 (1950)

Heft: 1-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PLAGIATE

Es gehört sich, hier festzuhalten, daß die «Übersetzungen aus dem Chinesischen», die «DR. MARIO» SCHUBERT, ein ehem. deutscher Japanologie-Student, dem die elementarsten sinologischen Kenntnisse fehlen, 1949 im Werner Classen-Verlag Zürich und im Scherz-Verlag Bern herausgebracht hat, schamlose wissenschaftlich-literarische Fälschungen sind: das *I Ging*, in dieser Fassung außerdem ein hand- und fußloses Machwerk, ein reines Plagiat an der bekannten gleichnamigen Originalübersetzung und -bearbeitung von R. Wilhelm, *Das Dreigespann oder Yü-Kiao-Li* eine bloße Nachübersetzung der französischen Originalübersetzung *Yu-Kiao-Li ou les deux cousins* von Stan. Julien (Paris 1864), in seiner sinologisch kläglichen Einleitung überdies ein Plagiat an R. Wilhelms *Geschichte der chinesischen Kultur* (München 1928), und das *Chin P'ing Mei* sogar eine, übrigens um zwei Dritteln gekürzte, Übersetzung dritter Hand der von B. Miall besorgten (1939 in London und 1940 in New York mit einer Einleitung von A. Waley erschienenen) englischen Übersetzung der bekannten deutschen Originalübersetzung von Franz Kuhn, *Kin Ping Meh*, verbunden mit direktem Plagiat an dieser. Den Nachweis dieser Fälschungen habe ich in Nr. 2387 (19. November) 1949 und Nr. 21 (4. Januar) 1950 der *Neuen Zürcher Zeitung* geführt¹.

Derselbe «Autor» hat, in wenigen Jahren, mindestens elf derartige Fabrikate bei Verlegern angebracht und damit mindestens sieben Verleger betrogen; es ist allerdings unwahrscheinlich, daß mehr als die drei erwähnten Bücher noch gedruckt werden.

E. H. v. TSCHARNER

1. Vgl. auch den Artikel «Fragwürdige Übersetzungen aus dem Chinesischen» von E. Wgt. im *Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich* vom 2. Februar 1950.

BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

Wegleitung für die Ausstellung «Große chinesische Maler der Ming- und Tsing-Dynastien, 1400–1750, und Chinesische Volkskunst (Gouaches und Farbendrucke)». 30 S., 22 Abbildungen auf 16 Tafeln, 8°. Zürich, Schweiz. Gesellschaft für Asienkunde, 1950. (Kommissions-Verlag A. Francke AG., Bern.)

Schon in seiner äußerer Form präsentiert sich der vorliegende Katalog als etwas Eigenartiges: gelbes Deckblatt mit chinesischen Schriftzeichen, sichtbare Heftung

und Bindung der nach chinesischer Weise gefalteten einseitig bedruckten Papierbogen.

In Vorwort und Einführung stellt sich der Verfasser, E. H. v. TSCHARNER, bescheiden hinter die Bearbeiter der Ausstellungskataloge von New York und Rom, die im wesentlichen die gleichen Bilder behandeln. Und doch vermitteln in unserer Wegleitung die Abschnitte vom Wesen der chinesischen Malerei, von Material, Technik, Form und geistiger Haltung den Eindruck unmittelbaren persönlichen Erlebens, weiß der gelehrte Sinologe, im Sinne der Lehre des Lao-tse, mit einem Minimum an Worten das Unendliche im seelischen Gehalt der chinesischen Bildkunst zu fassen und dem Leser verständlich zu machen.

Eine willkommene Ergänzung zu der an sich gut bebilderten Wegleitung findet man in den beiden sehr reich illustrierten Katalogen der erwähnten Ausstellungen von New York und Rom: New York, Galerie Wildenstein, März/April 1949, Vorwort von Laurence Sickman, Einführung und Bearbeitung von Jean-Pierre Dubosc; Rom, Palazzo Brancaccio, April 1950, Vorwort Giuseppe Tucci, Einführung Alberto Giuganino und J.-P. Dubosc. Beide Kataloge enthalten überdies die wichtigsten Lebensdaten der Künstler sowie sorgfältige Prüfung der Siegel und Inschriften aller Bilder, die, mit wenigen Ausnahmen, auch in der Schau der Schweiz. Gesellschaft für Asienkunde im Helmhaus Zürich gezeigt wurden.

Dem Führer durch die Kunstabteilung der Zürcher Ausstellung sind Illustrationen von Bildern chinesischer Volkskunst angeschlossen, zu welchen der kenntnisreiche Besitzer JEAN-PIERRE DUBOSC wertvolle Erläuterungen gibt. M. STIASSNY

H. F. E. VISSER, *Asiatic Art in private collections of Holland and Belgium*. 80 pages of text, 215 monochrome and 8 coloured plates, 4°. Amsterdam, "de Spieghel" Publishing Co., 1948.

Das Werk, das uns Visser, der wohlbekannte Kurator des Museums asiatischer Kunst in Amsterdam, vorlegt, ist auch in dem Sinne «monumental», daß es einmal – vielleicht schon bald – ein Monument, ein Denkmal der großen holländischen und belgischen Privatsammlungen asiatischer Kunst – insbesondere der Sammlungen der Belgier Stoclet und der Holländer van der Mandele, Minkenhof, Schoenlicht und Westendorp – sein wird. Denn es scheint heute das Schicksal solcher Privatsammlungen zu sein, daß sie sich auflösen müssen und meistens, bestenfalls als Ganzes, in öffentlichen Museumsbesitz übergehen. Ein tragisches Schicksal: wohl wird das Kunstgut so der «Allgemeinheit» zugänglich, wohl vergrößern sich so beständig die Kreise der Menschen, die die asiatische Kunst kennen und schätzen lernen, aber die große Liebe zu dieser Kunst, das feine Verständnis und Gefühl dafür, die die namhaften Privatsammler bei ihrem Sammeln leiteten, dürften mit den Möglichkeiten großer Privatsammlungen für immer verloren gehen. Der wehmütige Ton,

der an solche Vergänglichkeit mahnt, beherrscht, wenngleich fast unmerklich, die Einleitung des prächtigen Tafelwerkes, in der Visser vor allem viel Aufschlußreiches und Reizvolles über Entstehung, Entwicklung und Eigenart der bedeutenden Privatsammlungen Hollands und Belgiens berichtet und durch wissenswerte Angaben über die Museen dieser Länder ergänzt. Wie der Verfasser als berufener Kenner einst an der Schaffung dieser Sammlungen mitgeholfen hat, so spendet er auch hier aus seiner reichen Erfahrung Ratschläge und Winke, für die ihm mancher Sammler dankbar sein kann.

Die Schätze eigentlicher asiatischer Kunst in privaten und öffentlichen Sammlungen Hollands stammen nicht, wie vielfach geglaubt wird, aus den Glanzzeiten der holländischen Kolonialgeschichte, sondern sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, erst seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts nach Holland, wie auch nach Belgien, gekommen. Stoclets gehörten zu den ersten Europäern, die damals, allerdings viel später als einige Amerikaner, chinesische Malereien zu sammeln anfingen. In der Folge vereinigten Belgien und Holland so viel bedeutendes asiatisches Kunstmateriel, daß, am Wertmaßstab solcher Sammlungen gemessen, nach Visser diese beiden Länder mit Schweden zusammen in Europa gleich hinter England und Frankreich rangieren – obschon sie einige hervorragende Stücke als Kriegsverluste zu buchen haben.

Das asiatische Gebiet, aus dem die hier behandelten Kunstschatze stammen, ist geographisch auf das Gebiet beschränkt, das östlich und nordöstlich der persisch-indischen Grenze liegt. Natürlicherweise nimmt die mannigfaltige Kunst des gewaltigen China auch in den hier betrachteten Sammlungen den größten Raum ein und ebenso in Vissers Buch, mit 255 der 370 reproduzierten Gegenstände (dank einigen Ergänzungsnummern sind es etwas mehr), wobei die Kunst der früheren Zeiten – namentlich Shang-, Chou- und Han-Bronzen (Ritualgefäß, Waffen, Plastiken und Spiegel), ferner Jade – besser vertreten ist als die der späteren Zeiten, mit der glücklichen Ausnahme einiger Ming- und Ts'ing-Malereien der Sammlung Stoclet. An nächster Stelle kommt Japan, mit 47 reproduzierten Gegenständen in Vissers Buch, die aber, im Gegensatz zu den reproduzierten chinesischen Gegenständen, größtenteils in den letzten paar Jahrhunderten entstanden sind: Malerei, Keramik, Nō-Masken, Lackarbeiten – Beispiele aus den zwei hervorragenden Sammlungen japanischer Farbenholzdrucke aufzunehmen, hat sich Visser versagen müssen. Die indische, einschließlich südindische, Kunst, die im Abendland bisher weniger zum Sammeln begeistert hat als die ostasiatische, ist durch 19 Plastiken vertreten, die Kunst von Burma, Khmer und Thailand zusammen durch 18 Plastiken, die sogenannte hindu-javanische und die spätere javanische und balinesische Kunst ebenfalls durch 18, vorwiegend plastische, Arbeiten, die koreanische Kunst durch 3 Tongefäß und 2 Gemälde. Besondere Beachtung scheinen die Zeugnisse tibetischer und nepalesischer Kunst in holländischen und belgischen Privatsammlungen zu verdi-

nen; Visser reproduziert zwar nur 6 Plastiken und 3 Bilder aus diesen Schätzen, aber in der Einleitung (S. 21) schreibt er: "Scarcely any other domain of Asiatic art is so well represented in Holland and Belgium as the art of Tibet and Nepal. There are no less than three remarkable and extensive collections (von Manen, Verbert und Groskamp-Voûte) containing of the best this art has created."

Alle üblichen kunstwissenschaftlichen Angaben zu den einzelnen reproduzierten Gegenständen sind sehr sorgfältig in einem «Katalog» zusammengestellt, der allein 45 Seiten des Quartbandes umfaßt. Besonders erwähnenswert an diesem «Katalog» scheinen mir die genauen Hinweise auf frühere Veröffentlichungen einzelner Gegenstände zu sein; wo diese fehlen, weiß man auch, daß der betreffende Gegenstand hier zum erstenmal reproduziert wird, und das ist erfreulicherweise sehr oft der Fall. Ebenso willkommen – oder, weil ungewöhnlich, noch willkommener – müssen den meisten Benützern von Vissers Buch die 6 Seiten «Explanations of the Sanskrit, Chinese, Japanese and other difficult terms used in the text», d.h. namentlich im «Katalog», sein. Zu all der wissenschaftlichen Sorgfalt und Genauigkeit, mit der Visser selbst vorgegangen ist und von der das ganze Werk zeugt, haben noch eine Reihe weiterer, auf verschiedenste orientalistische Gebiete spezialisierter Gelehrter mit ihrem Wissen beigetragen – Karlgren, K. Tomita, P. H. Pott, Coedès u.v.a. –, wie das Visser im Vorwort dankend erwähnt. Daß trotz der hier vereinigten Gelehrsamkeit und trotz aller sympathischen Zurückhaltung bei den Bestimmungen – wie viele Angaben sind hier mit einem Fragezeichen versehen! –, weitere berufene Spezialisten im einzelnen anderer Ansicht sein können, zeigt die eingehende Besprechung, die A. Salmony dem Buch in *Artibus Asiae*, Vol. XII, 1/2 (Ascona 1949), S. 149 ff., gewidmet hat.

Schließlich schulden wir noch besondere Anerkennung dem Photographen Paul Bessem, Amsterdam, und der Druckerei «De IJsel» in Deventer, deren vorzüglicher Arbeit wir es zu verdanken haben, daß dieses imposante Werk über asiatische Kunst selbst zu einem imposanten Kunstwerk geworden ist. E. H. v. TSCHARNER

OTTO FISCHER, *Chinesische Plastik*, 200 S. Text, 177 Abb., groß-8°. München, R. Piper & Co., 1948.

Das vorliegende Buch konnte erst sechs Jahre nach seiner Fertigstellung erscheinen, weil die ganze Auflage zweimal bei Luftangriffen vernichtet worden war.

In der Einleitung macht der Verfasser seinen Fachkollegen Kümmel und d'Ardenne de Tizac den Vorwurf, sie seien bei Betrachtung der chinesischen Skulptur von der europäischen Anschauung ausgegangen, die, geschöpft aus den Idealen und der Formengestaltung der griechischen und neueren abendländischen Plastik, am Äußeren haften bleibe. Dieser irrgen Einstellung soll durch stilkritische Untersuchung von Meisterwerken der chinesischen Bildnerei begegnet und unter Hinweis

auf ihre geistigen und formalen Grundlagen ein neues Gesamtbild ihrer Entwicklung aufgerollt werden.

An den Beginn seiner Untersuchungen stellt der Autor die Bronzegefäße der Shang-Zeit. In peinlich genauer Zergliederung des Materials, durch welche jede Einzelheit von Form und Ornamentik in ihrer Bedeutung für das Ganze gekennzeichnet wird, gelangt der Verfasser zu folgendem Schlusse: «Die Opferurne, einer lebensträchtigen, seelenschwangeren Fülle geistgeformte, bergende Gestalt, ist das Urbild allen chinesischen Bildens.»

An die Behandlung der Bronzegefäße schließt sich die Entwicklung der Tierform. Ausgehend von der strengen Stilisierung der tiergestaltigen Opferurnen werden an Hand von Steinbildern der Chimären, die die Geisterwege zu den Grabhügeln säumen, die Wandlungen aufgezeigt, die von der «rein sachlichen, die Formen umgrenzenden Art bis zu einer barock die Gegensätze übersteigernden, nach Ausdruck strebenden Stilrichtung führen.»

Der unwirklichen Erscheinung der Fabelwesen werden, als unmittelbare Nachbildung der Naturgestalt, die Grabtiere aus Ton gegenübergestellt und besonders nachdrücklich auf die übergeordnete Bedeutung des Tierbildes im chinesischen Kunstschaften hingewiesen: «Die Tierplastik Chinas ist aus einer eigentümlichen Kraft und Tiefe des chinesischen Wesens erwachsen, die zwei Jahrtausende lang viel mehr im Tier als im Menschen das Geheimnis der unfaßbaren Schöpferfülle des Alls geahnt, ergriffen und gestaltet hat, von den Bronzen der Shang bis zu den Tonstatuetten der T'ang-Dynastie.»

Das Menschenbild hat in der Frühzeit die gestaltende Phantasie nur wenig beschäftigt. Erst das Eindringen des Buddhismus hat eine entscheidende Wendung bewirkt und die chinesische Bildkunst in neue Bahnen gelenkt. In scharfsinniger Beobachtung verfolgt der Verfasser das Werden des Götterbildes in der Vielfalt seiner Erscheinungen, von der entmaterialisierten Verkörperung überweltlicher Existenz bis zur malerischen Auflösung der Form. Als grundlegend-gemeinsam und alle stilistischen Veränderungen überdauernd erkennt er das ausgeprägte Gefühl für das Blockhaft-Kubische in der plastischen Gesamtform. Es beherrscht von der strengen Gebundenheit der Frühzeit bis zur barocken Bewegtheit der Spät-Kunst sowohl die Gestaltung der Bronzegefäße als auch jene des Tier- und Menschenbildes.

Das komplizierte System seiner Bildbetrachtung führt den Autor manchmal zu Datierungen, die trotz der Treffsicherheit des Verfahrens nicht immer annehmbar erscheinen: so würde man beispielsweise die Bodhisattva-Statue (T. 69), die im Gesichtstypus den Bildwerken des beginnenden 7. Jahrhunderts gleicht, wegen ihrer für diese Zeit ganz ungewöhnlichen Gewandbehandlung vielleicht nicht in die Bildwerke um 550 einordnen. Die Tonplastik (T. 97 rechts) würde man, schon mit Rücksicht auf das Material, auch weiterhin lieber als «Wei» bezeichnen und den Kopf eines Büßers (T. 129 rechts) nicht in das 15. bis 16. Jahrhundert setzen. Es ist

ein Vollguß aus Eisen, dessen formale Behandlung dafür spricht, daß der «mächtige freigeformte Kopf» einer älteren Periode entstammt als die Statuen und Köpfe von Buddhajüngern, Priestern und Büßern, die auf den Tafeln 114-128 abgebildet sind. Die eingehende Würdigung dieser Serie heiliger Gestalten, die kritische Feststellung ihrer wechselnden, bis zum stärksten Realismus gesteigerten Darstellungsformen gehört übrigens mit zum Besten dieser auch sonst sehr bedeutsamen Arbeit. Ihr Genuß wird leider vielfach durch eine allzu schwülstige Redeweise erschwert.

M. STIASSNY

LIN LI-KOUANG, *Dharma-Samuccaya, Compendium de la Loi*. 1^{re} Partie (Chapitres I à V). Texte sanskrit édité avec la version tibétaine et les versions chinoises et traduit en français. 292 p., in-8. Publications du Musée Guimet, Bibliothèque d'études, tome 53. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1946.

LIN LI-KOUANG, *L'Aide-mémoire de la Vraie Loi* (Saddharma-smṛtyupasthāna-sūtra). Recherches sur un Sūtra Développé du Petit Véhicule. Introduction au Compendium de la Loi (Dharma-Samuccaya). XV et 384 p., in-8. Introduction de P. DEMIÉVILLE. Publications du Musée Guimet, Bibliothèque d'études, tome 54. Paris, Adrien-Maisonneuve, 1949.

Ce n'est pas sans émotion que l'on prend en main ces deux volumes ; non seulement parce que tous ceux qui en ont connu l'auteur on dû subir le charme de sa personnalité présentant les qualités les plus attachantes de l'esprit chinois, mais encore parce qu'il s'agit d'un travail qui est en même temps un début éclatant et une œuvre posthume. On ne saurait trop regretter la perte de ce savant chinois qui malgré son jeune âge était déjà un maître d'érudition bouddhique. L'importance pour les études bouddhiques de la littérature chinoise, encore si peu explorée, est aujourd'hui indiscutable ; et, bien qu'il existe de nombreux savants européens spécialisés dans ce domaine, seuls les érudits chinois ou japonais sont capables de dérouiller, à la recherche d'un détail ou d'une référence, l'ensemble de cette immense littérature (presque 3000 nos dans l'éditions du Taishō Issaikyō). Or, si le Japon a déjà fourni un nombre considérable de bouddhologues de premier ordre, les études bouddhiques, jadis florissantes en Chine, sont, depuis plusieurs siècles, tombées en décadence dans ce pays dont les érudits sont attirés plutôt par la littérature nationale confucianiste ou taoïste. Lin Li-kouang fut le premier savant qui, dans le domaine du bouddhisme, a su marier l'érudition chinoise aux méthodes scientifiques de l'Occident, le premier qui aurait pu faire revivre la renommée

bouddhologique de sa patrie, si la mort ne l'avait ravi avant même qu'il ait vu paraître son premier grand travail.

Né en 1902 à Amoy, Lin Li-kouang, après les études philologiques et philosophiques aux Universités d'Amoy et de Pékin, vint s'installer en 1933 à Paris où il occupa le poste de répétiteur à l'Ecole des Langues Orientales Vivantes et poursuivit, sous la direction de Sylvain Lévi et Louis Renou, sa formation scientifique. Dès son arrivée en France il fut chargé par Sylvain Lévi d'un travail dont il était probablement le seul capable de résoudre les problèmes. L'illustre indianiste français a fait copier, lors de son séjour au Népal en 1922, un recueil sanskrit de stances bouddhiques intitulé *Dharmasamuccaya* (*DS*) et attribué à un auteur, inconnu par ailleurs, Avalokitasimha. Les stances en elles-mêmes ne présentaient pas d'intérêt spécial, mais, selon le colophon du manuscrit, elles étaient tirées du *Saddharma-smṛtyupasthānasūtra* (*SUS*), d'un important ouvrage du Petit Véhicule qui constitue une sorte de synthèse encyclopédique du Bouddhisme du II^e siècle après J.-C. L'original sanskrit de cet ouvrage est perdu et nous n'en possédons qu'une traduction tibétaine et deux versions chinoises qui, à part un passage traduit par Sylvain Lévi, n'ont pas été étudiées avant Lin Li-kouang; le manuscrit découvert par S. Lévi aurait fourni aux moins certains éléments du texte original. Cependant S. Lévi ne réussit pas à retrouver les stances du *DS* dans les versions du *SUS*. Il ne confia donc à Lin Li-kouang que l'édition critique du *DS*, ce qui était déjà une tâche bien ardue, car l'unique manuscrit dont on disposait fourmilla de fautes. Ce travail a été fait par Lin Li-kouang, et le premier volume de son édition parut en 1946.

Cependant, au cours de son travail, mais déjà après la mort de Sylvain Lévi, Lin Li-kouang parvint à identifier dans le *SUS* quelques stances du *DS* et de découvrir la raison de l'échec de S. Lévi. C'est qu'Avalokitasimha, en rédigeant sous le nom de *DS* le recueil des stances qui dans le *SUS* s'inséraient dans un contexte en prose, les regroupa arbitrairement et en changea l'ordre. Vu que dans le *SUS* nous ne trouvons que les traductions, souvent assez libres, de ces stances, leur identification dans cet énorme texte n'a pu réussir qu'au prix d'obstination et de patience dont seul un Chinois était capable. Lin Li-kouang réalisa cet exploit et retrouva, après des années de travail, dans le *SUS* les 2500 stances du *DS*.

Mais ce n'est pas cette réussite, ni même l'édition du *DS*, qui constituent le résultat le plus précieux du travail acharné auquel Lin Li-kouang s'est livré pendant les 12 dernières années de sa vie. C'est qu'en étant ramené par le *DS* au *SUS*, il transforma l'introduction à son édition de *DS* en une étude très détaillée du *SUS* et nous rendit accessible un des textes les plus instructifs du Petit Véhicule. Plus encore, grâce à d'innombrables enquêtes supplémentaires, notes, appendices et développements de problèmes de détail, il réunit une immense documentation qui dans son ensemble constitue une Somme de renseignements sur la scolastique du Petit Véhicule.

Ce travail ruina la santé déjà délicate du jeune savant. Les privations des années de guerre et d'occupation en France firent le reste. Lorsque, en 1945, Lin Li-kouang se décida finalement à se rendre au sanatorium de Grenoble, il fut déjà trop tard. Il faut lire le récit, poignant dans sa simplicité, que Paul Demiéville donne des derniers jours de Lin Li-kouang et de sa mort solitaire, survenue le 29 avril 1945, pour comprendre la tragédie de cette fin prématuée.

Les matériaux trouvés dans le dossier de Lin Li-kouang, révisés et mis en ordre par Paul Demiéville, forment le tome 54 des Publications du Musée Guimet. Il contient : (1) l'analyse critique (inachevée) du *SUS* entier, (2) la comparaison de cet ouvrage avec d'autres textes analogues ou contemporains (chapitre très instructif, nous renseignant sur un grand nombre de textes non étudiés jusqu'à présent), (3) données sur les recensions et traductions du *SUS* et du *DS*, (4) analyse de la langue et de la métrique du *DS* avec un ample développement sur les anciennes langues bouddhiques en général, (5) un résumé détaillé du *SUS* qui malheureusement est resté inachevé et s'arrête au milieu du chap. II. L'œuvre est complétée par un tableau très utile de concordance du *SUS* et des textes apparentés, par d'excellents index et par neuf appendices apportant une documentation inédite, très abondante, sur de nombreux auteurs et textes du Petit Véhicule.

L'édition du *DS* ne donne pas lieu à beaucoup d'observations. Le texte sanskrit est établi très soigneusement et les corrections des lectures détériorées, sauvegardant les particularités du «sanskrit bouddhique», sont convainquantes. Dans l'édition du texte tibétain quelques corrections de détail s'imposent. La traduction est excellente. Par contre, dans *L'Aide-mémoire de la vraie Loi*, plusieurs hypothèses avancées prêtent à discussion. Tout intéressantes et ingénieuses qu'elles soient, elles sont appuyées souvent par des arguments trop minces, surtout dans les chapitres consacrés à l'histoire des sectes bouddhiques ou aux problèmes des langues du Bouddhisme ancien. Il ne faut pourtant pas oublier que l'ouvrage n'est pas achevé et que l'auteur n'a pas eu le temps de rédiger les conclusions récapitulaires de son enquête. Il ne faut pas passer sous silence non plus le fait que plusieurs de ces hypothèses hardies, si elles n'ont pas été démontrées par l'auteur, sont de nature à orienter les recherches dans une nouvelle voie. Le chapitre consacré à la langue du *DS* est instructif à cet égard. Le côté purement grammatical n'apporte rien de nouveau aux analyses du sanskrit bouddhique que l'on trouve ailleurs ; mais Lin Li-kouang ajoute un *excursus* de 52 pages sur les données traditionnelles concernant les langues primitives du bouddhisme. Les conclusions linguistiques qu'il tire de cette enquête sont trop osées et improuvables, mais la documentation réunie est excellente et sera extrêmement utile à toute étude ultérieure de ce problème en lui ouvrant des perspectives nouvelles. En général, le côté le plus précieux de l'ouvrage de Lin Li-kouang est la documentation chinoise et tibétaine, d'une richesse et d'une précision remarquables. Grâce à cette documentation *L'Aide-mémoire de la Vraie Loi* constituera

dorénavant, à côté de l'édition monumentale de l'*Abhidharmakosâ* par de la Vallée Poussin, la source la plus importante de renseignements sur l'histoire du Petit Véhicule, publiée en une langue européenne.

C. REGAMEY

Contemporary Chinese Poetry. Edited with an introduction by ROBERT PAYNE. 168 pp., 8^{vo}. London, Routledge, 1947.

It is a privilege to be introduced to contemporary Chinese poetry by a man like Robert Payne who has spent many war time years in China, in close connection with Chinese scholars and writers and, although not a sinologist, learned to know the Chinese, their culture and their problems. The bright intelligence, intuition, and sensibility he possesses as a poet, writer, and scholar himself has been demonstrated by several books on China and is proved again by the excellent introduction in the present volume and the representative choice of the poets and poems he has made for it. This follows Harold Acton's *Modern Chinese Poetry* of 1936, the last comprehensive anthology of its kind that had appeared in English before, but it retraces the period showing the evolution since the Chinese Renaissance Movement (1917), represented chiefly by the eclectically experimenting poetry of Hsü Chih-mo, who died by accident in 1931, whereas the – only eight – other poets represent the Chinese lyrics in the thirties and forties, and especially during the war. They all mirror the most interesting and often alarming processes in this melting-pot that the Chinese mind is today, at least in the thin upper class of the educated, and where the influences of tradition and revolution, of Confucius, Darwin and Marx, of Lao-tzu, Chuang-tzu, Shakespeare, van Gogh and Rilke and so on meet and clash and mingle. The poetry comprised in Payne's book culminates with the war poets Tien Chien and Ai Ching, "with" – as Payne says in his Preface – "their extraordinary power and their continual poetic innovations. With these two poets, and with many of the later poets included in this book, Chinese poetry enters at last into an entirely new world, where all, or nearly all, of the ancient poetic traditions are cast aside ..." In the fever of war and revolution the two poets were called the "drummers of the age".

Thus, Payne's anthology provides quite fascinating reading. The translations, all done by Chinese, for each poet by another one and for two by themselves, seem, within the limits of the translatability of Chinese verses, well done – I did not have access to the originals for comparison. As to the social and mental upheaval and chaos, so dramatically pictured in this anthology – a very valuable document of evolution in China during the last 20–30 years –, it is comforting to feel even here, as Payne does, the constant underlying element of the imperishable old forces of Chinese living and thinking.

E. H. v. TSCHARNER

JEAN ESCARRA, *La Chine, Passé et Présent*. (Collection Armand Colin, N° 202.) Nouvelle édition entièrement refondue. 224 pages, in-8°. Paris, Librairie Armand Colin, 1949.

Avec l'expérience de la deuxième guerre mondiale et des nouvelles crises, toujours plus menaçantes, de la politique internationale, nous nous rendons compte aujourd'hui mieux qu'au moment où il l'écrivit, combien M. Jean Escarra, Professeur à la Faculté de Droit de Paris et spécialiste en droit chinois, avait l'œil lucide, voire prophétique, en constatant en 1937 dans l'avant-propos de la 1^{re} édition de son livre : «La question d'Extrême-Orient – le problème du Pacifique – sera un jour pour le monde aussi lourde d'angoisses que la question d'Orient. Autour de la Chine, centre du problème, gravitent depuis un siècle des luttes d'influence politique et commerciale qui risquent de se transformer en conflagration universelle. La France, on l'oublie souvent, est une Puissance du Pacifique. Et l'accession de la Chine au statut d'un grand Etat moderne est un événement inéluctable, quelles que soient les modalités de sa réalisation, si lointaine qu'en soit l'échéance. Incalculables en seront les répercussions. Les problèmes plus immédiats qui nous sollicitent ne doivent pas détourner notre attention de ceux qui se posent et s'aggravent chaque jour en Asie.»

M. Escarra, en bon savant, se refuse cependant à prophétiser. Pour répondre aux préoccupations inquiétantes relevées dans son avant-propos, il se contente «de rappeler les données de la civilisation chinoise et d'en montrer l'évolution contemporaine» (p. 220). Le format et le nombre de pages limité de la «Collection Armand Colin» le forcent à s'acquitter de cette tâche de manière assez sommaire, d'autant plus qu'il veut offrir à ses lecteurs un tableau aussi complet que possible de la Chine et de son évolution ; il traite ainsi dans des chapitres et sous-chapitres successifs : la sinologie et ses méthodes ; les données géographiques ; l'histoire – origines, préhistoire, peuple, langue, société, vie religieuse et pensée philosophique, littérature, arts et sciences – ; enfin la reconstruction – sociale, politique et technique – de la Chine. Ce tableau a été repris et surtout complété pour la nouvelle édition à la lumière des résultats des plus récentes recherches, ainsi que des graves événements, devenus historiques, qui se sont produits entre 1937 et 1949. L'effort fourni à cet égard est attesté par la seule bibliographie, qui consiste, pour plus de la moitié, en d'autres titres (dont beaucoup de tout récents) que celle de la 1^{re} édition.

Le livre de M. Escarra est destiné à initier le grand public à la connaissance de la Chine, connaissance qui seule permet de comprendre ce qui s'y passe actuellement – et s'y passera à l'avenir. Son exposé est extrêmement clair – d'une clarté dont le génie français possède le si enviable privilège –, mais je dirais parfois même trop clair, lorsqu'il s'agit, par exemple, de phénomènes assez obscurs et embrouillés, tels que la religion primitive. Ce qui est peut-être encore plus louable dans cet ou-

vrage, c'est le grand effort déployé par l'auteur pour présenter un tableau objectif et impartial des faits chinois : la manière dont il traite les régimes «nationaliste» et «communiste» et leurs conflits de ces dernières années en est une excellente pierre de touche. D'autre part – et c'est ce qui donne à ce livre une note particulièrement sympathique – l'attitude critique de l'auteur se double de la conviction que des forces saines constituent le fonds impérissable de la nation chinoise et d'une admiration profonde pour ce peuple comme pour sa civilisation millénaire. Et c'est à juste titre que la 1^{re} édition de cet ouvrage ait été couronnée par l'Académie Française.

E. H. v. TSCHARNER

CHOU LING, *La peinture chinoise contemporaine de style traditionnel*. 13 p. de texte, grand format, huit reproductions en couleurs et un frontispice sur soie. Paris, Editions Euros, 1949.

M. Chou Ling a le sens du beau livre. Après la ravissante édition de sa *Sagesse chinoise* (1946 – cf. *Etudes Asiat.* I, 1947, p. 75s.), voici une édition de grand luxe présentée sous un double emboîtement contenant neuf reproductions en couleurs et en pleine page (32,5 × 45 cm) de peintures chinoises contemporaines, dont l'une est reproduite sur soie (ce qui, soit dit en passant, paraît un essai moins réussi que la reproduction sur papier). Des sentences, empruntées pour classer les peintures à un théoricien d'art chinois du VIII^e siècle, ornent les larges bords des pages de texte ; imprimées en caractères chinois gris et accompagnées de leur traduction en rouge, elles sont un délice pour les yeux du bibliophile, mais on peut regretter qu'elles n'aient pas été traduites moins librement et ne conservent pas mieux le parfum de l'expression originale.

Dans son introduction, M. Chou Ling présente sur l'art de son pays des réflexions dignes de notre attention ; il en esquisse l'évolution et expose, plus en détails, la renaissance de la peinture chinoise depuis la révolution de 1911 et ses différents courants, en s'arrêtant particulièrement sur l'école – ou plutôt les écoles – de style traditionnel. Les représentants les plus renommés en sont de physionomie très variée et souvent plus influencés par l'art occidental que ne nous le ferait attendre la désignation de «style traditionnel» : ainsi, par exemple, les «Bisons» de Ou Sogène (Wou Tso-jen – une transcription d'après les systèmes reconnus épargnerait bien du mal et des confusions aux amis de la Chine !) ne révèlent du style traditionnel guère plus que la souveraine maîtrise du pinceau.

Plaidoyer touchant en faveur de la «jeunesse toujours renaissante» de l'art chinois, et manifestation de l'espoir, que nous faisons nôtre, que «la compréhension de cet art permettra peut-être de provoquer dans un proche avenir des échanges sincères dont l'Europe comme l'Asie tireront bénéfice». E. H. v. TSCHARNER

LO TA-KANG, *Homme d'abord, poète ensuite*. Présentation de sept poètes chinois. Avec sept portraits anciens. 283 p., in-8°. Neuchâtel, La Baconnière, 1949.

Ce recueil de M. Lo Ta-kang fait suite aux *Cent Quatrains des T'ang* et au *Miroir Antique* – «Contes et nouvelles chinois des hautes époques» – qui parurent en 1942 (2^e éd. 1947) et en 1943; présenté sous la même forme distinguée par le même éditeur, ce nouveau livre se recommande d'emblée tant aux amis de la littérature chinoise qu'aux bibliophiles. Il contient, écrits en un français agréable et d'une manière aussi vivante qu'évocative, les portraits biographiques et littéraires de sept poètes chinois (dont les deux derniers sont à peine connus en Occident¹): K'u Yuan, T'ao Ts'ien (T'ao Yuan-ming), Li Po, Tou Fou, Po Kiu-yi, Li Ho et Li Ts'ing-tchao: les portraits contiennent et surtout sont suivis d'un choix de poèmes traduits.

«Ceci n'est pas un livre savant», déclare l'auteur dans une courte note-épilogue, et son recueil n'est certes pas non plus destiné aux sinologues qui chercheraient en vain les notes et les références propres à un ouvrage savant. Mais ses portraits sont, d'après l'auteur, «fondés sur des documents chinois dignes de foi», en premier lieu sur les œuvres elles-mêmes. A notre avis le sinologue même peut profiter, pour compléter sa connaissance générale de la littérature chinoise et de ses auteurs, du travail de défrichement fait dans ce livre destiné aux profanes. Pourtant, le sinologue ne saurait se fier aux détails de ce livre pour son propre travail, sans recourir aux sources ni les étudier d'un œil scientifiquement critique, ce qui paraît d'autant plus nécessaire que l'auteur ne craint pas des affirmations contestables et même contradictoires. Ainsi, parlant de l'époque des T'ang, il fait allusion aux «îles japonaises, vierges encore de toute trace de civilisation» (p. 76); pour Li Po il indique, sans mentionner qu'il y a une vieille controverse sur l'origine du fameux poète, la date de naissance habituelle de 701, tout en affirmant qu'il naquit au Turkestan, parmi les «Barbares de l'Ouest» et que «vers la fin du VII^e siècle, le père du poète parvint à rentrer en Chine avec les siens ... Le poète avait alors quatre ou cinq ans» (p. 82 s.). Cette contradiction inatténuee est un effet d'une disposition foncière de l'auteur, qui se manifeste de façon regrettable dans son livre: l'attitude millénaire du confucianiste qui juge les hommes selon leur conformité avec la rigide doctrine de sa «caste»; et c'est aussi d'après la vieille recette de l'historiographie confucianiste que, par exemple, notre auteur oppose, sous des traits parfois outrés, le

1. R. Wilhelm, *Die chinesische Literatur* (Wildpark-Potsdam 1930), ne mentionne ni Li Ho, poète que nous qualifierons de romantique et d'expressioniste, ni la délicate poétesse Li Ts'ing-tchao, qui selon Lo Ta-kang vécurent de 791 à 817 et de 1081 à 1145; H. A. Giles, *A History of Chinese Literature* (Londres 1901), ne consacre que 15 lignes à Li Ho.

taoïste débauché et immoral Li Po et, sous la devise «Celui-là est des nôtres», l'idéal confucianiste Tou Fou, alors que dans l'opinion traditionnelle, très fréquemment cités ensemble, ils partagent une gloire pour ainsi dire indivise. En ce qui concerne le choix des poèmes accompagnant ses portraits, l'auteur «a eu soin d'éviter les morceaux trop connus» et d'en offrir surtout d'«inédits en français» (p. 282), intention louable qui, cependant, a souvent empêché l'auteur d'illustrer ses portraits par les pièces les plus caractéristiques des poètes présentés.

Malgré ces réserves, le nouveau livre de M. Lo Ta-kang est un bel ouvrage auquel on peut sincèrement souhaiter des lecteurs nombreux. E. H. v. TSCHARNER

HOMER H. DUBS, *China, the Land of Humanistic Scholarship. An inaugural lecture delivered before the University of Oxford on 23 February 1948.* 24 pp., 8^{vo}. Oxford, Clarendon Press, 1949.

Dr. Dubs' paper on Chinese scholarship is most instructive, for the uninitiated as well as for the specialist, but being a lecture to inaugurate sinological teaching in a University it exhibits the deficiency that opening speeches easily have: it is a too unrestrained praise of its subject. If e.g. Dr. Dubs contends: "The translation and making available to the world of this great set of histories is the greatest single task awaiting occidental humanistic scholarship" (p. 17), he is certainly overrating the terrible bulk of Chinese historical literature. Probably more sinologists would agree with him if he had put it: "The making available to the world and the *partial* translation of this great set of histories is a *very important* task ..." Another example: Dr. Dubs praises the government of China by the "learned men" and the possibility "for the industrious child of any family" (p. 7) to acquire learning and thus, by passing the official examinations, to become an official after the feudal nobility had broken down. In reality, the powerful gentry was practically, down to our days, a continuation of the feudal nobility and identical with the class of the learned and the officials, and practically no child of another class succeeded in passing the official examinations (cf. W. Eberhard, *Chinas Geschichte*, Berne 1948, s. v. Gentry and Prüfungswesen).

Dr. Dubs' lecture chiefly treats of the Chinese examination system, historiography, bibliography and encyclopedias, and, though one has to keep in mind that his attitude is somewhat over-enthusiastic, any reader will be impressed and will profit by the picture of Chinese scholarship that his own scholarship offers us here.

E. H. v. TSCHARNER

LEONARDO OLSCHKI, *Guillaume Boucher*. 125 p., 10 pl. h. t. et 1 carte, in-8°. Baltimore, The John Hopkins Press, 1946¹.

I

Le meilleur peut-être des récits de voyage du moyen âge est celui de Guillaume de Rubruck, lu et relu dans la traduction critique de W. W. Rockhill, restée insurpassée malgré sa date². Arrivé à la capitale de Mangu Khan, Karakorum, le 5 Avril 1254³, Rubruck y rencontra un certain Guillaume Boucher, artiste très probablement parisien⁴, alors au service d'Arik-Buga, frère cadet de Mangu. Souvent cité par Rubruck et ses commentateurs, Boucher ne laissa pas de piquer la curiosité des chercheurs. Mais, sauf une brève notice de M. de Mély⁵, aucun travail scientifique ne lui avait été consacré avant celui de M. Olschki. Le titre pouvait faire espérer des révélations inédites. Faute de témoins nouveaux, il faut renoncer à cet espoir, mais l'étude sur Boucher n'en est pas moins fort intéressante comme premier essai critique sur l'activité – artistique et autre – d'un personnage dont le rôle, à la cour mongole, allait bien au delà de celui d'un simple artisan.

Sagement, M. Olschki s'abstient de paraphraser Rubruck. S'attachant à l'essentiel, il s'efforce de reconstituer l'œuvre artistique de Boucher, la rattachant d'abord à celle de son compatriote et contemporain Villard de Honnecourt⁶, puis à la tradition reprise depuis la légende d'Alexandre⁷. Toute la seconde partie du livre, la plus importante, intitulée *Mangu Khan's Magic Fountain, Dynastic Symbolism and Technological Problems at the Court of the Khans*⁸, contient la description – empruntée à Rubruck – du chef d'œuvre de Boucher. C'était une fontaine, en forme d'arbre, de la couronne duquel descendaient quatre tuyaux alimentant quatre lions d'argent. Au sommet de l'arbre, un ange debout tenait en main une trompette allongée en forme de tuba. A l'appel retentissant du chef échanson, l'ange embouchait sa trom-

1. Les transcriptions utilisées dans cette note sont celles de M. Olschki.

2. William W. Rockhill, *The Journey of William of Rubruck to the Eastern Parts of the World*, London, Hakluyt Sty., 1900, cité plus loin sous Rockhill.

3. René Grousset, *L'Empire des Steppes*, Paris, Payot, 1939, p. 347.

4. Il avait un frère établi sur le Grand-Pont, à Paris – *Empire des Steppes*, loc. cit.

5. *Comptes rendus des Séances de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres*, 1925, pp. 90 ss. Selon M. Olschki, *Guillaume Boucher*, p. 29, n. 74, cette notice serait décevante.

6. *Guillaume Boucher*, planches VI–VIII, pp. 112–116 et passim.

7. La planche V et son commentaire peuvent être rapprochés utilement de l'*arbor fusilis* de la légende d'Alexandre –, cf. Sir Ernest A. Wallis Budge, *The Alexander Book of Ethiopia*, London, Humphrey Milford, 1935, pp. 89/90 – et d'un excellent travail, qui vient de sortir de presse, Malcolm Letts, *Sir John Mandeville, The Man and his Book*, London, The Batchworth Press, 1949, pp. 80–81.

8. *Guillaume Boucher*, pp. 45–106, pl. III et commentaire pp. 110–111.

nette et, tant qu'il en sonnait, des flots de liqueurs fermentées jaillissaient de la gueule des lions⁹. Ceci fournit à l'auteur l'occasion d'une étude captivante sur les mœurs de la cour mongole, les rapports entre Mongols, Nestoriens et Chrétiens et d'un essai très original sur le symbolisme des diverses parties de la fontaine – en particulier l'arbre – et les traditions qui s'y rattachent.

Faute de place, le lecteur doit être renvoyé au texte. L'ouvrage est excellement édité, clairement imprimé sur bon papier, utilement illustré et muni d'un index, d'un commentaire des planches et d'une clé des abréviations.

II

Il y a quelques réserves à faire :

Références :

Certains des renvois donnés en note, inexacts ou trop peu précis, rendent parfois le contrôle des citations mal aisé. L'*erratum* qui suit permet de remédier à ce défaut¹⁰.

Observations :

Les érudits français ont un adage d'école : Tourner sept fois sa plume avant d'avancer un fait et sept fois sept fois avant d'en affirmer l'authenticité. Cette vieille cautele n'eût, semble-t-il, pas été inutile dans les cas suivants :

a) D'après Henri Cordier, un explorateur aurait retrouvé sur l'emplacement considéré comme celui de l'ancien Karakorum¹¹, au temple d'Erdeni Tso, un fer à

9. Dans un essai de restitution de cette fontaine – emprunté à P. Bergeron, *Voyages faits principalement en Asie*, La Haye, 1735, p. 90 –, Guillaume Boucher, pl. III – les lions ont été remplacés par des cuves.

10. *Erratum :*

P. 4, n. 12, «*The Book*, I, p. 230» – *recte*, p. 228 et pl. p. 230.

P. 11, n. 28 «*Mediaeval Researches*, I, p. 172» – *recte*, p. 122.

P. 15, n. 29, (Shigi Kutaku) «*Vladimirtzov, Cinghis Khan*, p. 72 ss.» – *recte*, p. 73.

P. 22, n. 60, «*The Book*, I, p. 392» – *recte*, p. 392, n. 3.

P. 29, n. 74, «H. Grousset, *Histoire de l'Extrême-Orient*, I, p. 444» – *recte*, R. Grousset ... II, p. 444.

P. 36, n. 83, citation d'un texte latin d'Oderic de Pordenone, «*SF. pp. 492 ss. ; Cathay, etc. II, p. 334*». Le texte cité ne figure pas dans celui reproduit dans *Cathay* II, p. 344, mais uniquement dans les *Sinica Franciscana* (SF.). Le renvoi correct est : *SF. pp. 492 ss. ; cf. aussi Cathay, II, p. 344*.

P. 38, n. 89, Fer à hosties, «*The Book*, I, p. 280» – *recte*, p. 230.

P. 54, n. 23, leathern sac, «*Clavijo*, p. 247» – *recte*, p. 257.

P. 70, n. 54, «*Cathay* I, p. 103» – *recte*, *Cathay*, II, p. 103.

P. 75, n. 64, «*The Book*, I, p. 392» – *recte*, p. 392, n. 4.

11. *The Book*, I, p. 228, al. 6 ; Sir Aurel Stein, *Innermost Asia*, Oxford, 1928, I, p. 458.

hosties, orné d'une croix latine, et une boîte d'argent pouvant faire à la fois ciboire et reliquaire¹². Boucher ayant fabriqué pour Rubruck deux objets analogues¹³, M. Olschki écrit du fer à hosties : «which *certainly is* the instrument manufactured by William the Parisian in 1254¹⁴.» Les présomptions cumulées sont si fortes que l'on peut, à bon droit, être persuadé de l'identité. Mais persuasion et affirmation sont deux. Le prudent Cordier avait écrit – du fer et de la boîte – «which are *very likely* the objects mentioned by Rubruquis.»

b) Au sujet de Karakorum, M. Olschki a : «From Marco Polo's description of the town *he never visited ...*¹⁵». L'hypothèse est défendable, bien que l'opinion contraire soit soutenue, avec des motifs de poids, par Sir Aurel Stein dont la connaissance des lieux renforce l'autorité¹⁶. Mais il s'ajoute ici un argument de texte, sauf erreur, non encore signalé. La traduction anglaise du texte utilisé par Sir Henry Yule contient seulement la mention suivante : «Caracoron is a city of some three miles in compass¹⁷.» Mais la traduction – également anglaise – du texte restitué par A. C. Moule et Paul Pelliot est ainsi conçue : «Caracorom is a city which is all of timber and earth, which *in my judgement* is three miles round¹⁸.» Il n'y a plus simple conflit d'autorités, mais *témoin* en faveur de l'une d'elles. Comme il n'est guère possible d'admettre que Marco Polo ait invoqué son *propre* jugement à l'égard d'un fait qu'il n'aurait pas vérifié lui-même, sa visite de Karakorum doit maintenant, en bonne méthode historique, être – sous réserve de la discussion du texte reconstitué – considérée comme un fait. La négative ne peut, en tout cas, plus être affirmée.

c) On sait par Joinville¹⁹, qu'en 1248, André de Longjumeau et ses compagnons, envoyés de St-Louis auprès du grand Khan Kuyuk, apportaient en présent une tente-chapelle d'écarlate où on suspendait des panneaux brodés illustrant la vie du Sauveur. Arrivé au début de 1250, André de Longjumeau, trouvant Kuyuk décédé, remit le présent à la régente Ogul Gaimish. M. Olschki suggère que le présent fut dédaigneusement accueilli²⁰. Cette opinion peut se réclamer de l'autorité de C. R. Beazley²¹, mais se heurte déjà à celle de Howorth²², et surtout à celle de Pelliot²³.

12. *The Book*, I, p. 230, al. 4.

15. *Guillaume Boucher*, p. 12, lignes 7–8.

13. Rockhill, p. 215.

16. *Innermost Asia*, I, p. 458, al. 2.

14. *Guillaume Boucher*, p. 38, al. 2.

17. *The Book*, I, p. 226, al. 1.

18. A. C. Moule and Paul Pelliot, *Marco Polo, The Description of the World*, London, 1938, I, p. 161, al. 2.

19. Jean Sire de Joinville, *Histoire de Saint Louis*, texte et traduction par M. Natalis de Wailly, Paris, Firmin Didot, etc., 1874, p. 75, parg. 136 et p. 259, parg. 471.

20. *Guillaume Boucher*, pp. 22–23.

21. C. R. Beazley, *Dawn of modern Geography*, London, 1897, II, p. 319.

22. Henry H. Howorth, *History of the Mongols*, London, Longmans Green and Co., 1888, III, p. 79, in fine.

23. Paul Pelliot, *Les Mongols et la Papauté*, *Revue de l'Orient Chrétien*, T. VIII (XXVIII), Nos 1

S'il n'y avait que conflit d'autorités, la question pourrait rester ouverte, mais – ici aussi – il existe un *témoin* positif en faveur de l'une d'elles. Dans un passage, conservé par Muratori, Jean de Carcassonne – l'un des envoyés²⁴ – rapporte : « *verum tamen Regina et filius ejus, visis, et acceptis exeniis Ecclesiasticis, honoraverunt nuntios et munera et exenia tribuerunt*²⁵. » En bonne princesse mongole, Ogul Gaimish ne pouvait voir dans l'ambassade de St-Louis que l'hommage d'un prince tributaire, mais le témoignage de Jean de Carcassonne prouve qu'elle honora ses envoyés et accepta le présent. Au surplus, les panneaux décoratifs de la tente-chapelle paraissent avoir été soigneusement conservés. A l'arrivée de Rubruck au camp de Mangu, ils auraient été utilisés pour le service de *cour* des Nestoriens²⁶.

d) Faisant allusion à Jéhan de Mandeville, M. Olschki écrit en note : « *But the forger of Mandeville's famous book of travels ...*²⁷ ». Jusqu'ici la critique tendait de plus en plus à admettre que le fameux livre était l'œuvre d'un médecin de Liège, Jéhan de Bourgogne ou Jéhan à la Barbe²⁸. On avait ainsi l'équation : Jéhan de Bourgogne = Mandeville. Mais, dans sa toute récente étude, M. Malcolm Letts, l'érudit bien connu, président actuel de la Hakluyt Society, renverse l'équation. Un réel Jéhan de Mandeville aurait vécu à Liège sous le nom de Jéhan de Bourgogne. On aurait ainsi : Mandeville = Jéhan de Bourgogne²⁹. Compilateur fantaisiste – un des meilleurs du genre du reste, esprit en avance sur celui de l'époque, Mandeville n'aurait rien d'un faussaire³⁰. Pour qualifier l'auteur des *Travels*, il est prudent d'attendre la réaction critique que les conclusions de M. Malcolm Letts ne manqueront pas de provoquer.

e) Touchant la mort du Buddha, M. Olschki écrit : « *Sâkyamuni died under a tree ...*³¹ ». Ce n'est pas conforme à la tradition. Le Buddha mourut sur un lit de repos dressé entre deux arbres *çala* qui, hors de saison, avaient fleuri en son honneur³².

et 2, 1931/32, Chap. II, III, « André de Longjumeau », p. 210 du tirage à part et n. 2 avec l'indication des sources autres que celle de Joinville.

24. *Les Mongols et la Papauté*, pp. 182 ss.

25. *Les Mongols et la Papauté*, p. 210, n. 1.

26. Rockhill, pp. 168–169. *Guillaume Boucher*, p. 22.

27. *Guillaume Boucher*, p. 50, n. 15.

28. Cf. *Encyclopédie Britannique*, 11^e éd., vol. XVII, p. 561 a, article Jéhan de Mandeville (Sir John) par E. W. Byron Nicholson MA. et Sir Henry Yule.

29. Malcolm Letts, *Sir John Mandeville*, p. 14, al. *in fine* et pp. 20/23.

30. Malcolm Letts, *Sir John Mandeville*, p. 165, al. 2, *in fine*. Composant non un récit de voyage, mais un *guide* à l'usage des pèlerins, Sir John n'avait non seulement aucun scrupule à puiser dans les travaux de ses devanciers, mais croyait faire œuvre pie. Cf. R. FAZY, *Jéhan de Mandeville*, *Études Asiatiques*, 1950, pp. 35 et 41 et notes 22 et 44.

31. *Guillaume Boucher*, p. 68, al. 2.

32. *Mahâ-parinibbâna-sutta*, chap. V, ch. 2 ; A. Foucher, *La Vie du Bouddha*, Paris, Payot, 1949, p. 308.

En soi la rectification serait oiseuse, n'était-ce que M. Olschki tire argument du fait que, tant le *parinirvâna* que l'illumination, auraient eu lieu au pied d'un arbre unique, pour mettre ces deux arbres au rang d'autres arbres *isolés* célèbres dans la tradition³³. Il faut donc s'en tenir ici à l'arbre de la *bodhi*.

III

Ces quelques observations de détail n'enlèvent rien à la valeur d'un fort bon travail. En reconstituant, situant et expliquant l'œuvre de Guillaume Boucher, M. Olschki a – dans la mesure du possible – dégagé une des plus curieuses figures de l'exploration de l'Extrême-Orient au XIII^e siècle. Son enquête sur les sources de la tradition, le symbolisme et son sens, enquête qui décèle un spécialiste averti du moyen âge, vient à son heure. Elle apporte une contribution utile et originale aux études mongoles, au moment précis où elles prennent un nouvel essor.

R. FAZY

ERICH HAENISCH, *Die Geheime Geschichte der Mongolen*. Zweite, verbesserte Ausgabe. XVIII et 184 p., 15 ill., 2 cartes, in-8°. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1948.

I

1. La première édition avait paru en 1941¹. Le stock en librairie, déposé à Leipzig, disparut dans un incendie. La deuxième édition, qui s'adresse «au cercle élargi des lecteurs», est illustrée de photographies prises par l'auteur. La mention de cinq nouveaux travaux sur l'*Histoire Secrète*, publiés pendant la guerre, complète la bibliographie².

Pour les bibliophiles, cette édition ne vaut pas la première. Papier et impression sont nettement inférieurs. Deux index, celui des lacs et celui – particulièrement important – des noms de personnes ont dû être supprimés. Un troisième, «Völker und Stämme», a été considérablement réduit. Mais ce sont là conséquences inéluctables des temps difficiles. Les belles éditions de jadis étaient «jeux de peuples heureux et de temps pacifiques»³. Comme tant d'autres érudits, M. Haenisch s'est trouvé en face du dilemme : ou renoncer à publier à un coût prohibitif, ou faire les sacrifices nécessaires. Il faut le féliciter d'avoir choisi la solution courageuse. Le texte reste lisible. Le lecteur peut établir lui-même les index manquants.

33. L'arbre du Paradis, l'arbre de la *bodhi*, l'*arbor fusilis* d'Alexandre, l'arbre sec, etc.

1. Erich Haenisch, *Die Geheime Geschichte der Mongolen*, Leipzig, Otto Harrassowitz, 1941; XXXIII et 210 p., 1 frontispice, 2 cartes, in-8°.

2. Il faut en ajouter maintenant un sixième : *Œuvres posthumes de Paul Pelliot : Histoire Secrète des Mongols*, texte et traduction française des chapitres I–VI, Paris, Adrien-Maisonneuve, 1949.

3. A. Foucher, *La Vie du Bouddha*, Paris, Payot, 1949, p. 349, al. 1.

2. La traduction n'a pas été refondue, mais tout au plus légèrement retouchée⁴. Le texte, avec ses 282 paragraphes et autant de notes, est pratiquement inchangé.

Seules les transcriptions ont été modifiées. Au début et dans le corps des noms propres, les lettres C, H et J sont remplacées respectivement par Tsch, Ch et Dsch⁵. Les raisons du changement sont uniquement phonétiques⁶.

II

La première édition de la traduction de la *Geheime Geschichte* fut accueillie avec une certaine réserve. On savait que Paul Pelliot – alors le premier mongolisant d'Europe – avait presque achevé la reconstitution du texte et était occupé à le traduire. Tout ici dépendait de l'exactitude de la difficile restitution de l'original mongol d'après une traduction chinoise défectueuse. Les simples curieux de l'histoire attendaient la comparaison des deux traductions. Cette comparaison est actuellement possible. Bien que limitée aux six premiers chapitres⁷, elle fournit une indication si nette qu'elle devrait lever tous les doutes. La question se résume ainsi :

1. D'une manière générale, compte tenu du génie différent de l'allemand et du français, les deux traductions se ressemblent comme deux sœurs. L'une et l'autre partant d'un texte restitué indépendamment par des érudits de pays différents, le résultat est remarquable. Chacun des savants rend tacitement hommage au travail de l'autre.

2. Paul Pelliot renvoie neuf fois, en note, à la première édition de la *Geheime Geschichte*. Dans cinq cas⁸, la version de M. Haenisch est simplement citée. Dans deux autres⁹, si Paul Pelliot ne la juge pas satisfaisante, il reconnaît que la sienne est incertaine. Dans deux enfin¹⁰, une erreur est admise. Toute question de philologie laissée de côté, il n'y a que de simples nuances, sans portée.

4. Les retouches sont de pur style. *Exemple* : Parg. 106, milieu, 1^{re} éd. : «Meine Pauke mit dumpfem Ton.» – 11^e éd. : «Meine Pauke mit sattem Klang.» Tout le reste, sauf erreur, est à l'avenant.

5. *Exemples* : Cinggis han devient Tschinggis Chan ; Hubilai, Chubilai ; Jebe, Dschebe ; Joci, Dschotschi ; Jamuha, Dschamucha ; Borjigidai, Bordschigidaï.

6. *Geheime Geschichte*, zweite Ausgabe, p. XV, al. 3 : «Die Namen sind so geschrieben, daß sie vom deutschen Leser heruntergelesen werden können.»

7. A deux pages près, la moitié de l'ouvrage.

8. *Histoire Secrète*, parg. 138 et n. 1 ; parg. 165 et n. 3 ; parg. 146 et n. 2 ; parg. 147 et n. 2 ; parg. 161 et n. 4.

9. *Histoire Secrète*, parg. 127 et n. 1 ; parg. 131 et n. 1.

10. *Histoire Secrète*, parg. 155 et n. 1 et 2. P. Pelliot a : «Le qan, dans sa faveur, prend soin de moi et me pourvoie de gens et de choses.» – «J'ai une sœur aînée qui convient au qan encore bien mieux que moi.» M. Haenisch, *Geheime Geschichte*, p. 53, traduit : «Der Kaiser war so gnädig, mich zum Mannesgut zu machen.» – «Besser als ich aber ist meine ältere Schwester. Sie ist für einen König geeignet.» On peut se demander si le sens de l'expression «zum Man-

3. Dans huit passages du texte et de la traduction de l'*Histoire Secrète*, quelques mots ont été laissés en blanc. Il s'agit, en tout, de 4-5 lignes sur 76 pages. Pour qui connaît la méthode minutieuse de Paul Pelliot et son horreur de l'à-peu-près, il est tout naturel qu'il ait renoncé à restituer ce qu'il jugeait trop douteux. M. Haenisch, plus hardi, a restitué et traduit.

Dans 7 cas¹¹, Paul Pelliot mentionne la solution de son émule sans la discuter.

Un seul passage présente un intérêt historique: Jamu-qa – le Iago de l'*Histoire Secrète* – verse le fiel dans l'oreille d'Ong-qan. Se parant des plumes de l'oiseau «qui demeure», il compare son *anda*¹² Temujin à un oiseau de passage. M. Haenisch a traduit les termes de comparaison laissés en blanc¹³. Vu les conséquences de l'incident, il pourrait y avoir quelque imprudence, n'était l'exclamation immédiate d'un auditeur. «Comment peut-on ainsi *calomnier* un frère loyal!» Jamu-qa a donc diffamé Temudjin – peu importe les noms d'oiseaux dont il a gratifié son *anda*.

III

La traduction des six derniers chapitres est en œuvre. Ses différences avec celle de M. Haenisch pourront être plus marquées. Dans un cas, on sait déjà qu'il en sera ainsi. Au paragraphe 280 du texte de Paul Pelliot, Ogödäi est qualifié de *dalai-in-qan*: khan océanique. Ce titre – qui a son importance – manque dans le paragraphe correspondant de la *Geheime Geschichte*¹⁴.

Il faut donc réserver la comparaison des six derniers chapitres. Jusqu'ici, les deux traductions n'accusent aucune différence appréciable du point de vue historique. Celle de M. Haenisch sort ainsi brillamment de l'épreuve et apporte au lecteur allemand qui, sans être linguiste, s'intéresse aux études gengiskhanides, un sûr et utile instrument de travail.

R. FAZY

nesgut machen» a été complètement saisi. Elle suggère, en tout cas, au lecteur allemand l'essentiel de ce que précise le texte français. Dans la seconde phrase, s'il y a une nuance subtile, aucun doute n'est possible. C'est l'aînée, non la cadette, qui est le morceau de roi.

11. *Histoire Secrète*, parg. 124 et n. 1; parg. 139 et n. 2; parg. 140 et n. 4; parg. 146 et n. 2; parg. 147 et n. 2; parg. 161 et n. 4; parg. 177 et n. 3.

12. Frère de sang.

13. *Histoire Secrète*, parg. 160, p. 176: «Je suis, moi, un ... qui demeure.» *Geheime Geschichte*, parg. 160, p. 55: «Ein bleibender Weißfedervogel, das bin ich. Eine Lerche, ein Zugvogel, das ist mein Freund.» B. YA. Vladimirtsov, *The Life of Chingis-Khan*, London, 1930, p. 47, a: «Myself am a look who always lives in the same place, but Temuchin is a bird of passage whose cry rings out in the skies.» Cf. aussi F. E. A. Krause, *Cingis-Han*, Heidelberg 1922, p. 20, al. 4 et 5.

14. Cf. Paul Pelliot, *Les Mongols et la Papauté*, Extrait de la *Revue de l'Orient Chrétien*, 3^e série, T. III (XXIII), Nos 1 et 2 (1922-1923), pp. 23-24, n. 3, et *Geheime Geschichte*, parg. 280, al. 1, p. 146.

A. R. NYKL, *Kan-Ji, A new Method comprising 2700 Sinico-Japanese Characters. Based on a complete analysis of 2263 pages of Kenkyusha's New Japanese-English Dictionary.* 22 pp., 8^{vo} (Copyright by A. R. Nykl). Cambridge, Massachusetts, 1947.

A. R. NYKL, seines Zeichens Arabist und Romanist und bekannt geworden durch seine Arbeiten über die spanisch-arabische Volkspoesie und deren Einfluß auf den provenzalischen Minnesang (*Cancionero Aben Guzman*, Madrid 1933 und *Hispano-Arabic Poetry*, Baltimore 1946), hat sein Tätigkeitsfeld auf den Fernen Osten ausgedehnt. Er legt eine Liste ausgewählter Kanji vor, die den Studenten des Japanischen nach 2-3-jährigem, intensivem Studium zur Beherrschung von 2700 Schriftzeichen samt deren Zusammensetzungen befähigen soll. Die Zeichenliste stützt sich, wie der Autor eingangs erwähnt, auf eine sorgfältige Analyse des *New Japanese-English Dictionary* unter Berücksichtigung der relativen Häufigkeit der Ideogramme im *UEDA Daijiten*. Das gesamte Zeichenmaterial soll nach Ansicht des Verfassers durch ständige Übung – nulla dies sine linea – an Hand der von ihm zusammengestellten Zeichen, von denen täglich wenigstens 100 mit Pinsel oder Bleistift zu schreiben und zu memorieren sind, zum festen geistigen Besitz werden.

NYKL schließt sich mit seiner Methode eng an mir bekannte japanische Publikationen ähnlicher Art an. Ihnen allen gemeinsam ist der Gedanke, durch geschickte Auswahl der Zeichen und ihrer Verbindungen, durch Berücksichtigung der gleichen Lautwerte (Homonyme) oder andere mnemotechnische Kunstgriffe dem Lernenden das Schwimmen auf dem Ozean der Schriftzeichen zu erleichtern. So bestechend all diese Methoden auf den ersten Blick erscheinen, so haften ihnen doch hinsichtlich der praktischen Verwertbarkeit beträchtliche Mängel an. Nur sehr wenige Studenten vermögen, wie langjährige Unterrichtserfahrung lehrt, neben ihren anderen Verpflichtungen die Energie aufzubringen, sich über größere Zeitspannen hinweg täglich viele Stunden ausschließlich dem Zeichenstudium zu widmen. Die meisten von ihnen ziehen jedenfalls die Erlernung der in sinnvollem Satzzusammenhange stehenden Kanji einer stumpfsinnigen Paukerei vor. Zudem ist diese Methode für den Anfänger völlig ungeeignet, nur der Fortgeschrittene, der bereits über einen entsprechenden Zeichenvorrat verfügt, mag sich ihrer zu gelegentlichen Wiederholungsübungen mit Nutzen bedienen.

OTTO KAROW

Japanische Spruchweisheit, 330 japanische Sprichwörter. Ausgewählt und aus dem Japanischen übersetzt von W. M. TREICHLINGER. Mit alten japanischen Holzschnitten illustriert. 56 S., 8^o. St. Gallen – Stuttgart – Wien, Janus-Bibliothek, 1950.

In seinem leider vergriffenen Buche *Die Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache* (Suppl.-Band 3 der *Mitteilungen der OAG*, Tôkyô 1897, 2. Aufl. 1927), das den Anspruch erheben darf, die umfassendste Sammlung in europäischer Sprache zu sein, gibt EHmann in seiner Einleitung mit Recht dem Gedanken Ausdruck, daß es für den an der japanischen Kultur interessierten, jedoch der Sprache nicht mächtigen Laien kein vorzüglicheres Mittel als das Sprichwort gäbe, um «uns unmittelbar in die Werkstätte des Volksgeistes einzuführen und uns mit seinen Anschauungen, seinem Fühlen und Denken vertraut zu machen». So ist das heute im Volke noch lebendige japanische Sprichwort eine schier unerschöpfliche Quelle für das Studium der Psyche des fernen Inselbewohners, wie G. SUDAU in seiner aufschlußreichen Studie über *Die religiöse Gedankenwelt der Japaner im Spiegel ihres Sprichworts* (Dissertation, Leipzig 1932) trefflich herausgestellt hat.

Der große Kreis der Japanfreunde wird dem Verfasser für das kleine Büchlein aufrichtig dankbar sein. Mit großem Geschick und feiner Einfühlungsgabe hat er aus dem reichen Sprichwortgut 330 der besten ausgewählt und unter verschiedenen Sachgruppen wie Dummheit, Liebe, Ehe, Frauen, Glück und Reichtum, um nur einige zu erwähnen, zusammengestellt. In ständig wechselnden, zuweilen recht derben und realistischen Bildern tritt der einfache und schlichte japanische Mensch mit seinen Tugenden und Untugenden vor uns hin. All die kleinen menschlichen Schwächen werden treffend charakterisiert, aber immer getragen von einem feinen, versteckenden Humor, dessen überquellende Lebensfreude nur von dem düsteren Ernst buddhistischer Weltverneinung gedämpft wird. Überall geht es um das allgemein Menschliche, das auch in unserer eignen Tiefe verwandte Saiten anklingen läßt und somit die Brücke zu einem besseren Verständnis fernöstlicher Mentalität schlägt.

Auf S. 27 (im erstgenannten Sprichwort) ist dem Verfasser, dem, wie ich annehmen möchte, u. a. auch das Werk von Ehmann als Vorlage gedient hat, ein kleines Mißverständnis unterlaufen: *fuku*, von Ehmann mit «Arzneidosen» übersetzt, bedeutet natürlich «Arzneigaben» und nicht «Dosen» im Sinne von «Büchsen».

Dem mit hervorragenden Reproduktionen alter japanischer Holzschnitte ausgestatteten Buch ist weiteste Verbreitung unter allen Liebhabern japanischer Kultur zu wünschen.

OTTO KAROW

WOLFGANG SCHUMACHER, *Die Edikte des Kaisers Asoka vom Wachstum der inneren Werte*. Aus dem Prakrit übersetzt und eingeleitet. 53 S., Klein-8°. Konstanz, Curt Weller, Verlag (Edition Asoka), 1948.

Eine deutsche Übersetzung jener einzigartigen inschriftlichen Zeugnisse des frühen Buddhismus, wie sie in den Felsen- und Säulenedikten Asokas vorliegen, war längst ein dringendes Bedürfnis, da die Wiedergabe eines Teils derselben durch

Georg Bühler in der *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* schon weit zurückliegt und die englische von Hultsch nicht leicht zu beschaffen ist. Die kleine Ausgabe von Schumacher ist deshalb zu begrüßen und wird sich nicht nur dem Religionswissenschaftler, sondern auch dem Historiker nützlich erweisen. Die Einleitung vermittelt alles für einen weiteren Leserkreis Wissenswerte über die Inschriften und ihren Urheber, wobei die Lehren Asokas im Verhältnis zum Pâli-Buddhismus zutreffend charakterisiert werden als ein schlichter Laienglaube, der ganz auf das sittliche Handeln abstellt und sich nicht in metaphysische Spekulationen einläßt. Dies hat freilich zu der zu weit gehenden Vermutung geführt, daß die Edikte überhaupt nicht spezifisch buddhistisch seien; das Fehlen des Nirvâna-Gedankens auf den Inschriften zwingt aber keineswegs zu diesem Schluß, sondern hängt mit der vorwiegend praktisch-ethischen Haltung der Edikte zusammen. Statt der Erreichung des Nirvâna wird in Anlehnung an volkstümliche Vorstellungen die Wiedergeburt in himmlischen Welten in Aussicht gestellt. Auch die Lehre von der Leidensnatur des Daseins, die im ursprünglichen Buddhismus eine so beherrschende Stellung einnimmt, findet in den Edikten keine Erwähnung, ohne daß ihr buddhistischer Charakter deshalb in Frage stände.

E. ABEGG

La pensée de Gotama, le Bouddha. Textes choisis et présentés par ANANDA K. COOMARASWAMY et I. B. HORNER. Traduit de l'anglais par J. BUNOT. 308 p., 16°, Paris, Correa, 1949.

Le volume commence par «La Vie du Bouddha» (p. 9-26) où l'on relèvera cette phrase décevante: «bien que l'auteur soit disposé à donner sa préférence à l'interprétation mythique, nous parlerons du Bouddha comme si c'était un personnage historique» (p. 10). Le chapitre suivant (p. 26-68), plus personnel, traite de «la doctrine bouddhique». Mais cette introduction n'aurait pas été déparée par une troisième subdivision, relative au canon bouddhique et surtout à la littérature pâlie; l'allusion au Dhammapada (p. 45) et la note de la page 128 ne font que ressortir cette lacune. L'essentiel du livre (p. 69-306) consiste en «extraits des textes bouddhiques», classés en plusieurs rubriques telles que «l'ascèse, les rapports avec autrui, l'évolution, la doctrine, la transcendance». L'auteur a rapproché les textes et les laisse parler par eux-mêmes, sans guère y ajouter de commentaires. Un sujet aussi intéressant aurait mérité une rédaction (ou une traduction) moins hâtive. Pourquoi recourir à des termes comme «orde fange» (p. 83), «dé-devenir» (p. 155, 208), «couchage» (p. 167), «gousset» (p. 170) et surtout à ce détestable «arien» (passim) qui paraît un calque du pâli *ariya* «noble, vénérable»? En outre les «abréviations» (p. 7), incomplètes, ne sauraient remplacer une bibliographie, même sommaire; la note sur les palatales (p. 8) est ambiguë; la forme des mots pâlis serait à revoir; ainsi la passion, la haine et l'erreur s'appellent tour à tour *râgo*, *doso*, *moho*

(p. 17) et *rāga*, *dosa*, *moha* (p. 35). Espérons donc qu'imprécisions et négligences disparaîtront dans une prochaine édition qui ne tardera pas, souhaitons-le.

G. CUENDET

BHIKKHU NYANAPONIKA, *Abhidhamma Studies, Researches in Buddhist Psychology.* (Island Hermitage Publication No. 2). 86 pages, in-8°. Colombo, Frewin & Co., 1949.

These studies originated when the author – a German convert – was engaged in translating into his mother tongue the *Dhammasangani*, “The compendium of (psychic and ethic) phenomena” and its commentary *Atthasālinī*. These two books, which belong to the most important texts of the *Abhidhamma-Pitaka*, were the starting point and the main subject of the publication, which may, in part, serve as a kind of commentary on them. It is a fundamental concept of Buddhist philosophy that a complete description of a thing, especially of a mental factor, requires besides its analysis also a statement of its relations to other things, because there exists a universal interdependence of all things and processes. The classifications of psychic phenomena given in the *Dhammasangani* is connected throughout with the Buddhist doctrine of salvation, wherefore those are divided into wholesome consciousness and its contrary; the detailed analysis of the single types of consciousness is of highest interest for Indian psychology. The Buddhist conception of the impermanence of all things had its deepest influence on psychology, where it led to the negation of a permanent ego (*anattāvāda*). A valuable chapter of the book deals with the problem of time in Buddhist metaphysics, principally the relations between time and consciousness. Just as Kant, the Buddhist philosophers upheld the doctrine that time, denoted by reference to this or that event, is nothing but a conventional expression and has no existence in itself, but is a mere concept. The fact that parts of other moments of consciousness may spread over the present one or extend beyond it makes for an intricate interlacing and a close continuity in the world of mental things, comparable to William James’ “stream of thought”.

Even if a psychic event breaks in quite unexpectedly, it does not arise from nothingness, but is related to a perhaps distant past, which is bridged over by subconscious mental processes. Because a moment of consciousness is limited in its duration by the simultaneity of its concomitants, only by that simultaneity of factors can a description of it be given; and a moment of consciousness with all its concomitants can only be explained in terms of time, i. e. by referring to past, present, or future. Because of the conditioned nature of consciousness no present mental state is self-sufficient or self-explanatory. Time is therefore “denoted by reference to consciousness”. This subjective or rather psychological character of time becomes particularly distinct when it seems to pass either very slowly or very

quickly according to the mental state; Buddhist philosophy here speaks of different planes of time in correspondence to different levels of consciousness. E. ABEGG

PAUL BRUNTON, *Die Weisheit des Überselbst*. Aus dem Amerikanischen übertragen von MAX GANSER. 612 S., 8°. Zürich, Rascher-Verlag, 1949.

Was der Verfasser des sehr breit angelegten Buches als Mentalismus bezeichnet und lehrt, entspricht ziemlich genau der Auffassung des klassischen Vedânta von der alleinigen Realität des Âtman, und noch genauer der Lehre der buddhistischen Metaphysik von der Bewußtseinsimmanenz der Erscheinungswelt (Vijñânavâda); der Träger des kosmischen und individuellen, des geistigen wie des materiellen Seins ist jenes «Schatzhaus des Bewußtseins», bei Brunton der «Weltgeist», der alle jene Dispositionen in sich aufgespeichert enthält, deren Aktualisierung der Kosmos als mentales Phänomen ist. Damit verbindet sich der Gedanke vom ewigen Wechsel der Erscheinungen, im Buddhismus der metaphysische Ausdruck der Heilswahrheit von der Vergänglichkeit allen Seins. Wenn auch die Annahme eines kosmischen Bewußtseins als Träger der Realität ein persönliches Verhältnis zu ihm auszuschließen scheint, so lehrt der Verfasser doch eine Einstellung zum Weltgeist, die in der indischem Bhaktireligion ihr Vorbild hat. Man wird aber auch an den Âtman als «inneren Lenker» in der *Brihadâranyaka-Upanishad* erinnert. Dabei wird eine Art Gnadenwahl durch das Überselbst angenommen, wie sie spätere Upanishads kennen («nur wen Er wählt, von dem wird Er ergriffen»). Es ist sehr lehrreich, die Argumentationen Bruntons über das Problem der Realität mit denen der altindischen Philosophen zu vergleichen, so seine Ausführungen über Wachen, Traum und Tiefschlaf, die in den ältesten Upanishads ihr Vorbild haben, und zu sehen, wie auch er sich gerne zur Verdeutlichung begrifflich nicht faßbarer Einsichten des Gleichnisses bedient, was in Indien besonders in der Sâṅkhyâ-Philosophie beliebt war. Natürlich ist in das von Brunton entworfene Weltbild auch der Karman-Gedanke aufgenommen, freilich in einer durch die heutige Wissenschaft etwas gewandelten Form. Auf den psychologischen Grundlagen des «Mentalismus» beruht endlich eine eigenartige Ausprägung des Yoga, den der Verfasser ebenfalls nicht unverändert übernimmt, sondern in seinem Sinne weiterbildet. – Auch das im selben Jahr bei Rascher erschienene Buch Bruntons *Entdecke dich selbst* ist tiefgehend durch altindische Lehren beeinflußt, so vor allem durch die Gedanken der *Bhagavadgîtâ* vom Tun in innerer Freiheit.

E. ABEGG

Gholām Hosein Dārāb, *Persian Composition*. 192 + 4 S., 8°. London, Arthur Probsthain, 1948.

Der Verfasser, der durch seine Übersetzung von Nizāmī's *Mahzân ul-asrâr The Treasury of Mysteries* bekannt ist, hat in diesem Werk seine Erfahrungen als langjäh-

riger Lektor des Persischen an der School of Oriental and African Studies, University of London, niedergelegt. Er hat die gegebenen Beispiele mit seinen Schülern erprobt und festgestellt, daß sie von den Studenten als hilfreich empfunden werden.

Es ist die Überzeugung des Verfassers, daß nur derjenige gut Persisch spricht, der persisch denken gelernt hat, und nur der persisch denken lernt, der sich in Übersetzungen aus der Muttersprache ins Persische übt. Er gibt daher, wie der Titel des Buches sagt, nur englische Texte. Diese hat der Schüler an Hand der jeder Übung angehängten Wörterliste ins Persische zu übersetzen. Die Übungen sind nach dem sachlichen Inhalt in 7 Abteilungen geteilt: I. A Voyage to Iran. Exercises 1–22. II. From the Arabian Nights. Exercises 23–37 usw. Den ersten beiden Übungen einer jeden Abteilung gibt er eine persische Musterübersetzung bei, an der der Schüler eine Stütze und eine Kontrolle hat. Daß der Schüler für die übrigen Texte, bei deren Übersetzung er auf sich selber angewiesen ist, immer auch noch der Kontrolle des Lehrers bedarf, dessen war sich der Verfasser bewußt. Das Buch ist also als Hilfsbuch für den Unterricht, nicht zum Selbststudium, geschrieben. Übereinstimmend damit hat der Verfasser die persischen Vokabeln weder vokalisiert noch umschrieben, so daß der Studierende sie nur lesen kann, wenn er genügend fortgeschritten ist oder ihm ein Lehrer hilft. Ebenso ist die Kenntnis der persischen Schrift vorausgesetzt.

In einer Einleitung gibt Dārāb *Notes on Persian Syntax*, in denen die Kongruenz von Subjekt und Verbum, die Stellung der Adjektive, die Regeln des Prädikats, des Konjunktivs und der Konditionalsätze behandelt werden. Leider ist davon wenig Rühmewertes zu sagen. Der Verfasser verrät, daß er weder mit seiner Muttersprache noch mit der grammatischen Terminologie für eine solche Arbeit genügend vertraut ist. Einen Konjunktiv Imperfekt und Plusquamperfekt, wie Dārāb S. 10 meint, gibt es im Persischen nicht. Für die moderne Sprache gilt zwar die Regel, daß statt des Konjunktiv Präsens *bi-dāram* der Konjunktiv Perfekt *dāsta bāsam* zu brauchen ist, aber in § 12 handelt es sich um einen anderen Fall. *Na-dāštām* oder *nāmī-dāštām* nach *kāski* ist Irrealis und steht keinesfalls für das Präsens, sondern für das alte *dāštāmī* (allenfalls für *dāramī*). Ferner vermißt man schmerzlich die zum *Yā-i wahdat* gehörigen Regeln und eine Bemerkung über die Konstruktion der zusammengesetzten Verba: *mučālağā-i ū kardan* und *ū-rā mučālağā kardan*. Auch die Verba des Müssens, Könnens, Wollens sind völlig ungenügend behandelt (S. 16 ff.). Der alte Conditionalis fiel deshalb außer Betracht, weil das Buch ausschließlich der modernen Sprache gewidmet ist.

Der Islamwissenschaftler findet also in diesem Buche nicht, was er sucht. Aber es ist wohl möglich, daß derjenige, der die nötigen Voraussetzungen mitbringt und sich seine Fertigkeit im Übersetzen aus der Muttersprache ins Persische vervollkommen will, an den von Dārāb gebotenen Texten und Vokabeln eine Hilfe hat.

FRITZ MEIER

JOHN ANDREW BOYLE, *A Practical Dictionary of the Persian Language.* 193 S., 8°. London, Luzac, 1949.

Das Wörterbuch von Boyle will ein Hilfsmittel für die Lektüre moderner persischer Bücher und Zeitungen sein. Es beruht in erster Linie auf dem *New Persian-English Dictionary* von S. Haym (2 Bände, Tehrān 1934–36), verwertet aber auch weniger bekannte Werke, wie das von der Persischen Akademie 1319=1941 herausgegebene Verzeichnis der von ihr angenommenen neuen Wörter und das Persisch-russisch-azerbaidschanische Wörterbuch der Azerbaidschanischen Akademie (Baku 1945). Man findet daher Wörter, die bei Haym nicht stehen (belīt «Fahrkarte», sāzmān «Organisation», bongāh in der Bedeutung «Stiftung»). Einzelne Wörter, die man vielleicht erwarten würde, wie sefārešī «eingeschrieben», fehlen, oder es ist eine Bedeutung nicht angegeben, wie bei bahman die Bedeutung «Lavine»; das mag sich aus dem Zwang zur Kürze erklären. Jedenfalls ist das Buch von Boyle, das sich auch äußerlich vorteilhaft präsentiert, ein wertvolles Hilfsmittel.

LUDWIG FORRER

P. J. DE MENASCE O. P., *Arabische Philosophie.* 49 S., 8°. Bibliographische Einführungen in das Studium der Philosophie, hrsg. v. I. M. BOCHENSKI, Professor an der Universität Freiburg i. d. Schweiz. Heft 6. Bern, A. Francke AG. Verlag, 1948.

In der Reihe «Bibliographische Einführungen in das Studium der Philosophie» ist 1948 als Nr. 6 die *Arabische Philosophie* von J. P. DE MENASCE O. P. erschienen. Wie im Vorwort bemerkt wird, richtet sich das Buch ausschließlich an solche Studenten der Philosophie, die die orientalischen Sprachen nicht kennen, weshalb denn auch nur solche Werke aufgeführt werden, die in europäischen Sprachen geschrieben sind. Man wird also, obwohl sonst die neueste Literatur angeführt ist, weder die im Orient erschienenen Originalausgaben noch die in orientalischen Zeitschriften enthaltenen arabischen, persischen, türkischen Artikel über Philosophie erwarten. Dafür gibt der Verfasser orientalistische Nachschlagewerke an, die ihrerseits Hinweise auf orientalische Veröffentlichungen enthalten. Außerdem wird eine im Erscheinen begriffene Bibliographie raisonnée von CUENTZ-ANAWATI über die in und seit den Kriegsjahren in Ägypten gedruckten arabischen Bücher die bis jetzt erhältlichen Angaben ergänzen, und über die wichtigsten orientalischen Zeitschriften gibt die in Leiden erscheinende Zeitschrift *Oriens* laufend Bericht.

Das Werk DE MENASCE's ist jedoch mehr, als es – bescheiden – verspricht. Nicht nur der Student, sondern auch der Fachmann, wenn er nicht gerade selber schon

auf die Philosophie spezialisiert ist, wird das Büchlein, das ihm auf gedrängtem Raum so reichhaltige Angaben über die philosophische Literatur der Araber bereitlegt, gern als Nachschlagewerk benutzen. Die Schrift ist in Kapitel eingeteilt, die zunächst vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreiten und dann die Literatur zu großen Einzelgestalten (Kindī, Fārābī, Avempace usw. bis Averroes) behandeln. Ein erstes Kapitel unterrichtet über einige allgemeine Hilfsmittel zum Studium der islamischen Religion, wobei allerdings das neueste Werk: RICHARD HARTMANN, *Die Religion des Islams*, Berlin 1944, fehlt. Auch in der kurzen Liste einiger Hauptwerke über die islamische Mystik hätten meines Erachtens Quṣayrī's Darstellung des Sufitums in der HARTMANNschen Aufarbeitung (Türkische Bibliothek 18, 1914), die mir wegen der Leichtfaßlichkeit und der Terminologie für Anfänger besonders geeignet scheint, sowie NICHOLSON's Übersetzung von Huḡwīrī's *Kaſf ul-mahgūb* (Gibb Memorial Series 17, 2. Aufl. 1936) nicht fehlen dürfen.

Das Prinzip des Verfassers war, ein und dieselbe Schrift nur einmal aufzuführen. Angesichts der gebotenen Kürze und der mannigfachen Beziehungen zwischen den einzelnen Werken ist das durchaus begreiflich. Doch kann das, wenn man sich an Hand des vorliegenden Werkes eine Übersicht über die zu einzelnen Namen gehörigen Schriften verschaffen will, am Zweck vorbeiführen. So wird z. B. ein Student, der die arabischen Übersetzungen zu Aristoteles' *Poetik* nur unter Aristoteles sucht und nicht schon weiß, daß auch Fārābī eine Übersetzung angefertigt hat, dieses Buch übersehen, da es nur unter Fārābī (Nr. 8.49) verzeichnet ist. Man hätte solchen möglichen Irrtümern vielleicht durch Verweise entgegenwirken können.

Unter «arabischer Philosophie» versteht der Verfasser die «arabisch oder persisch verfaßten Werke der Philosophen aus der Welt des Islams», arabisch also gleich islamisch. Damit kann man sich in diesem Falle durchaus als einverstanden erklären. Aber dann hätte man am besten wohl auch gleich die türkischen Werke mit eingeschlossen. Es wäre dann im Kapitel II D «Die Naturwissenschaften» ABDULHAK ADNAN: *La science chez les Turcs Ottomans*, Paris 1939, anzuführen gewesen.

Diese kritischen Bemerkungen sollen das Verdienst, das sich der Verfasser durch die entsagungsvolle Arbeit erworben hat, keineswegs herabsetzen, zumal der Leser bei eingehender Beschäftigung mit dem Stoff von selber den Weg zu diesen Werken findet. Die Islamistik ist im Gegenteil dem Verfasser für das handliche Unterrichtswerk und für seine wertvolle Ergänzung zu DE BOER's *Geschichte der arabischen Philosophie* und QUADRI's *Philosophie arabe* außerordentlich dankbar. Es liegt im Wesen solcher Zusammenstellungen, daß sie mit dem Fortschreiten der Wissenschaft zu ergänzen sind. Hoffen wir, daß das Büchlein, wenn sich genügend neuer Stoff aufgehäuft hat, neu aufgelegt werden kann und dann Wünsche, wie sie hier geäußert worden sind, berücksichtigt werden können. Bis dahin möchten wir es allen, die sich mit islamischer Philosophie oder einzelnen sie berührenden Fragen beschäftigen, aufs wärmste empfehlen.

FRITZ MEIER

BOZORG IBN SCHAHRİYÂR, *Die Wunder Indiens*. Arabische Seemannsgeschichten, ausgewählt und verdeutscht von W. M. TREICHLINGER. 74 S., 8°. Zürich, Pan-Verlag, 1949.

Die Aya Sofya-Bibliothek in Istanbul besitzt die Handschrift einer Sammlung von Geschichten aus den Ländern am Indischen Ozean, die den Titel «Die Wunder Indiens» trägt und von Bozorg ibn Schahriyār, einem aus Ramhormūz in Chusistan stammenden Kapitän, zusammengetragen worden ist. Soweit der Sammler die Geschichten datiert, fallen sie in die Jahre 288–342 der Hidschra, das heißt 900–953 unserer Zeitrechnung; er hat also sein Buch um 950/60 verfaßt. Manches aus seinem Inhalt ist auch aus anderen Quellen bekannt, ohne daß man annehmen müßte, Bozorg habe aus diesen Quellen geschöpft; es handelt sich um Geschichten, die von Mund zu Mund gingen. Der Bericht über die Entstehung des Alaun im Jemen zum Beispiel steht in leicht abweichender Gestalt schon bei dem arabischen Geographen Ibn Chordādbeh, der sein Werk um 885 schrieb (ed. de Goeje 172, 12–14) und dem sie Ibn al-Fakīh (um 903) entnommen hat (ed. de Goeje 36, 13–15).

Den arabischen Text der «Wunder Indiens» hat seinerzeit P. A. van der Lith herausgegeben; L. Marcel Devic fügte eine französische Übersetzung bei (Leiden 1883–86). Eine englische Übersetzung von B. Quennel ist 1928 erschienen. W. M. Treichlinger bietet nunmehr die erste deutsche Übersetzung, unter Beschränkung auf eine geschickt getroffene Auswahl. Auf dem Umschlag zeigt das hübsche Bändchen ein Bild aus der berühmten Ḥarīrī-Handschrift der Bibliothèque nationale.

LUDWIG FORRER

ARSHAK SAFRASTIAN, *Kurds and Kurdistan*. 106 pp., 8vo. London, Harvill Press, 1948.

Das Buch des Armeniers Safrastian sucht Verständnis zu wecken für ein Volk, das seiner Ansicht nach in der Weltmeinung einen unverdient schlechten Ruf genießt. In der Tat ist es sicherlich unrecht, die Kurden nur nach den Erlebnissen zu beurteilen, die europäische Reisende in ihrem Lande gehabt haben. «Ackerbauer aus Bedürfnis, Krieger aus Neigung» – wie Moltke sagt –, haben die Kurden sich immer staatlicher Gewalt widersetzt, die ihnen nur nahm und nichts gab. Safrastian schildert ihre Geschichte von der ältesten Zeit an, besonders ausführlich ihr Schicksal unter der Herrschaft des Osmanischen Reiches und der Türkischen Republik. In osmanischer Zeit genossen die Kurden weitgehende Autonomie. Evliya Tschelebi hat in seinem großen Reisewerke einen kurdischen Herrn des 17. Jahrhunderts geschildert, der mit Waffengewalt unterworfen werden mußte. Unter seinen Schätzen befanden sich nicht weniger als zweihundert «fränkische Bücher». (Vgl. Armenag Sakisian: *Abdal Khan, seigneur kurde de Bitlis ... et ses trésors*, in: *Journal Asiatique* 229,

1937, 253 ff.) Als dann der Reformsultan Mahmud II. die Kurden der Staatsgewalt gefügig machen wollte, begannen die Aufstände. Nach dem Zusammenbruche des Osmanischen Reiches verständigten sich die Delegierten der Kurden und der Armenier, und der Friede von Sèvres sah unter bestimmten Voraussetzungen die Schaffung eines kurdischen Staates vor. Sie ist nicht durchgeführt worden, und Aufstände gegen die Türkische Republik wurden unterdrückt. In Iran haben Kurden, in Zusammenhang mit den Autonomiebestrebungen Azerbaidschans nach dem Zweiten Weltkriege, sich unabhängig erklärt; doch ist ihr Gebiet dann von den iranischen Truppen besetzt worden (vgl. jetzt Archie Roosevelt, jr.: *The Kurdish republic of Mahabad*, in *Middle East Journal* I, 1947, 247–269). Irak hat den Kurden bestimmte Minderheitsrechte zugesichert. In Syrien erfreuten sich die Kurden des Wohlwollens der Mandatmacht, scheinen aber mangels eigener Schulen der Arabisierung ausgesetzt zu sein. Besondere Förderung fanden die Kurden in der armenischen Sowjetrepublik; dort haben sie eigene Schulen mit kurdischer Unterrichtssprache.

LUDWIG FORRER

TEWFIK EL HAKIM, *Maze of Justice*. Translated by A. S. EBAN. VII und 122 S., 8°. London, The Harvill Press, 1947.

Taufiq al-Hakim – so wird der arabische Name transkribiert – zählt zu den besten Vertretern des modernen arabischen Schrifttums. Daß er bereits und mit vollem Recht über die Grenzen seines Landes hinaus bekannt geworden ist, bezeugt allein schon die Tatsache zahlreicher Übersetzungen seiner Werke in die französische, englische, italienische, spanische, russische und hebräische Sprache. Brockelmann hat in seiner Geschichte der arabischen Literatur (Suppl. III, S. 242–250) eine Anzahl seiner Werke eingehend analysiert. Die dort gegebenen Angaben bedürfen heute allerhand Ergänzungen. So fehlen jegliche biographische Angaben. T. al-Hakim ist Jurist (licencié en droit, avocat). Ein Aufenthalt in Europa ward ihm zu einem entscheidenden Erlebnis. Viele der äußerst kritischen Bemerkungen in dem hier zu besprechenden Werk deuten darauf hin, daß er sich in der Beamtenlaufbahn, die er nach seiner Rückkehr nach Ägypten einschlug, nicht zurechtfinden konnte. Er zeichnet die verschiedenen Phasen seiner Tätigkeit stichwortartig wie folgt: retour en Egypte pour entrer dans la magistrature – remplir la fonction du substitut dans les campagnes durant 5 ans – transféré au ministère de l'instruction publique – transféré au ministère des affaires sociales – démission du gouvernement – vie en retraite consacrée à la plume.

Eine Frucht aus der Zeit seiner juristischen Betätigung ist unser Buch, dessen arabischer Titel lautet: «Yaumîyât nâ'ib fi'l-aryâf», Kairo 1937. Die 1942 in den Editions de la Revue du Caire erschienene französische Übersetzung von Gaston Wiet und Zaki M. Hassan gibt diesen Titel wörtlich wieder «Journal d'un substitut

de campagne», während unsere englische Ausgabe nach dem Inhalt schreibt: *Maze of Justice*. Außerdem bestehen noch eine spanische und eine hebräische Übersetzung. Hatten die ersten modernen Schriftsteller Ägyptens ihren Stoff der klassisch arabischen Literaturform der Maqâme angepaßt und ihre Erzählungen mit sozialkritischen Tendenzen in eine Reihe lose aneinander gereiht Bilder gefaßt, wobei das krampfhafte Suchen nach schönen Reimperioden recht gekünstelt und ermüdend wirkt (z. B. Ibrâhîm al-Muwailihî und dessen Sohn Mohammad), so hält sich T. al-Hakîm an die schlichte Prosa und verwendet bei Gesprächen gerne die Volkssprache, was die verschiedenen Typen und Charaktere plastisch hervortreten läßt.

In der Form eines Tagebuchs wird ein mysteriöser Kriminalfall – einer unter zahllosen! – geschildert, dessen Mittelpunkt nicht eigentlich das Opfer eines heimtückischen Überfalls, sondern eine junge Fellachin ist, die als wichtigste Zeugin das Verbrechen hätte aufhellen können, aber beiseite geschafft und schließlich im Kanal tot aufgefunden wird. Damit wird das «Tagebuch» zu einer Einheit zusammengefaßt. Aber der Leser merkt sogleich, daß diese Kriminalgeschichte nur äußere Hülle ist; der Berichterstatter will Wichtigeres schildern: die beiden für das Leben so typischen Schichten der Fellachen und der Beamten. Da erweist sich T. al-Hakîm als meisterhafter Schilderer. Die ganze Not und das traurige Elend dieser seit Jahrtausenden unterjochten Bauern: der arme Teufel, der verurteilt wird, weil er von Hunger getrieben das wegen Nichtbezahlens der Steuern gepfändete Getreide verzehrt hat, oder jene Meute von zerlumpten Männern, Frauen und Kindern, die sich über einen in den Kanal gefallenen Warenballen wirft und nicht begreift, daß sie sich des Diebstahls und der Hehlerei schuldig gemacht hat, oder jene «staatlich anerkannte Geburtshelferin», die durch ihre gräßliche Unsauberkeit eine Gebärende verkommen läßt. Wirken solche Bilder niederschmetternd, so weiß man nicht, ob man bei der Schilderung der Beamten, die zum Rechten sehen sollten, lachen oder weinen soll: jener eilige Richter, der die Angeklagten nicht einmal zu Wort kommen läßt, der nur den um 11 Uhr nach Kairo zurückfahrenden Zug im Sinne hat und gar noch auf dem Trittbrett unbesehen Dokumente unterzeichnet; oder jener Arzt, der unter Assistenz neugieriger Freunde seine Operationen ausführt; oder der Sanitätsbeamte, der ohne Untersuchung die Leichen zur Beerdigung freigibt und sich meist gar durch den Sanitätsbarbier vertreten läßt; oder der Distriktvorsteher, der seine Zeit meist im «Klub» zubringt mit Falschspielen, zuweilen auch in Politik macht, Wahlurnen in den Kanal werfen und durch «gemachte» ersetzen läßt. Das alles sieht und erlebt unser Substitut, steht einer Front von Überheblichkeit, Frechheit, Unverstand und Dummheit ohnmächtig gegenüber. Seine Aufgabe ist die, Dokumente zu lesen, Formulare «gehörig» auszufüllen, und wehe, wenn er sich nicht in dem ihm vorgeschrivenen Rahmen bewegt, denn dann winkt ihm Versetzung nach einem weltabgelegenen Winkel im heißen Oberägypten, im schlimmsten Fall Absetzung!

Wir begreifen es jetzt, weshalb T. al-Hakîm nach 5 Jahren solcher Tätigkeit zurückgetreten ist und es wohl auch in anderen Verwaltungszweigen nicht lange ausgehalten hat. Er mußte frei werden, um als freier Mann seine Stimme zu erheben und ein solches Buch zu schreiben. Als Beamter sah er sich in der Fron einer Sisyphosarbeit, als Schriftsteller darf er es wagen, den Finger auf so manchen bitterbösen Punkt im Volksleben zu legen, Vorschläge zur Besserung zu machen. Wenn ich das Lichtbild T. al-Hakîms anschau, diese dunklen Augen, die wie trauernd aus einem gequälten Herzen in die Welt blicken, dann scheint es mir, als zweifle der Schriftsteller auch am Erfolg dieser seiner freien Betätigung. Und wenn er in der Liste seiner Werke diese als «bouquins» bezeichnet und darunter auch sein «Tagebuch» aufzählt, dann möchte man ihm zurufen: du hast unrecht, zweifelnd oder gar verzweifelnd an dir selber zu verzagen – dein «Tagebuch» ist eine Tat! – wenn du noch eindringlicher deinen Wächterruf ergehen lässest, dann magst du auf deine Erstlingswerke zurückschauend diese als «bouquins» bezeichnen, aber laß nicht ab in deinem Mut, es geht nicht allein um dich, sondern um deines Landes Wohl!

G. WIDMER

Land of Enchanters, Egyptian short stories from the earliest times to the present day, edited and introduced by BERNHARD LEWIS and illustrated by Ali Nur. IX und 157 S., gr. 8°. London, The Harvill Press, 1948.

Das 157 Seiten umfassende Bändchen gibt mit 19 Kurzgeschichten einen willkommenen Überblick über den beträchtlichen Anteil Ägyptens an erzählender Literatur. Ein *erster Abschnitt* ist dem alten und christlichen Ägypten gewidmet und umfaßt mit 8 Erzählungen: 1. *altägyptische Texte* aus dem mittleren und neuen Reich, mit Einschluß der Hyksos-Periode (u. a. die bekannte Geschichte von dem unglücklichen Sinûhe und die Erzählung eines Vorläufers des Seefahrers Sindbad von den wunderbaren Abenteuern auf der Insel der Schlangenkönigin); 2. einen *demotischen Text* mit der Geschichte des Prinzen Khamwîsé, der auszieht, um das geheimnisvolle Zauberbuch des Gottes Thoth zu finden; 3. die bekannte, von HERODOT überlieferte Erzählung vom Schatz des Rhampsinit; 4. zwei *koptische Texte* mit Episoden aus dem Leben des hl. Bischofs Pisentius. Diese Texte, neu übersetzt von dem Ägyptologen Prof. GUNN in Oxford, sind wertvoll und können, in vermehrtem Maße zugänglich gemacht, zur Aufhellung heute noch dunkler Fragen nach Herkunft und Überarbeitung mancher Erzählung von 1001 Nacht gute Dienste leisten.

Der *zweite Abschnitt* behandelt das weit umfangreicher erhaltene Schrifttum der *muslimischen Zeit*: 1. zwei Proben mit dem erst in neuerer Zeit edierten Kitâb al-Mukâfa'a des Ibn ad-Dâya (Brockelmann, Gesch. d. arab. Lit., Suppl. I, S. 229), eine Sammlung von Kurzgeschichten über Vergeltung für Gutes, Böses und gute Folge; 2. Texte aus dem Mas'ûdî zu Unrecht zugeschriebenen Mukhtasar al-'adjâ'ib wal-

gharâ'ib (Brock. l. c. Bd. I, S. 145) über die sagenhafte Geschichte Ägyptens und Proben aus einer MS des Murtadâ b. Khafîf (Brock. l. c. Suppl. II, S. 1026) – Erzählungen, die ebensogut in 1001 Nacht stehen könnten; 3. eine Kurzgeschichte aus 1001 Nacht (= Littmanns Übersetzung Bd. III, S. 322 ff.); 4. zwei Dialekterzählungen aus den von Spitta Bey herausgegebenen *Contes Arabes Modernes*; 5. «Onkel Mittwalli», eine Kurzgeschichte aus dem modernen Ägypten, die – mit einer ganzen Reihe anderer Erzählungen Mahmûd Taymûrs – kürzlich englisch ediert worden ist (*Tales from Egyptian Life*, translated by Denys Johnson-Davies, Kairo o. J. – wohl 1947). Taymûr gilt als einer der hervorragendsten Literaten des modernen Ägyptens; er ist ein ungemein fruchtbare Schriftsteller, der bis heute eine große Anzahl von Bändchen mit den für ihn typischen Kurzerzählungen herausgebracht hat. Erstmals wurde er in Europa bekannt durch deutsche Übersetzungen des Rezessenten, neuerdings auch von Prof. O. Spies in Bonn; später folgte eine ganze Reihe auch französischer Übersetzungen.

Diesen 19 Erzählungen, die den gewaltigen Zeitraum vom 2. Jahrtausend v. Chr. bis zum heutigen Tag umspannen, schickt der für die muslimische Periode zeichnende Herausgeber Prof. LEWIS eine sehr lesenswerte, wertvolle *Einleitung* voraus. Zeiten und Kulturen haben gewechselt, die Geschichte hat manchen tiefen Einschnitt in dieses «Wunderland Ägypten» gemacht. Aber das Land selber, das mit seinen Gegebenheiten immer wieder seine Bewohner umfängt und in eine bestimmte Abhängigkeit zwingt, ist dasselbe geblieben. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn gewisse Grundzüge im ägyptischen Volk immer wieder sich zeigen. Da ist zunächst die reiche, grenzenlose Phantasie, die in den Erzählungen zum Ausdruck kommt, von Lewis gedeutet als seelisches Gegengewicht, als Wunsch, der Monotonie des Niltales und der unaufhörlichen Mühe zur Fristung des Lebens zu entfliehen. Da ist ferner als besonderer Wesenszug zu nennen die Vorliebe für Schelmengeschichten und Zaubermärchen; mit Kühnheit, List und Zauber kämpft der kleine arme Mann gegen die Reichen und Mächtigen, die ihn unterdrücken. Auf diesen Zug hat auch Littmann im Anhang seiner Übersetzung von 1001 Nacht (Bd. 6, S. 711) aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen, daß diese Erzählungen ihre altägyptischen Vorgänger gehabt haben. Das ägyptische Volk ist trotz des immerwährenden Druckes, den die verschiedenen Gewalten (Regenten, Priester, Beamte) auf es ausübten, doch immer lebensfroh, in den Städten lebhaft gewesen; es hatte Freude am Erzählen. Es findet sich aber auch neben allem Phantastischen und Wundersamen, womit beim Fehlen zuverlässiger geschichtlicher Überlieferung aus den Tagen der Vergangenheit die noch sichtbar vorliegenden Zeugen der Vorzeit (Pyramiden, Tempelbauten) zu deuten versucht werden, ein nüchterner Zug zu genauer Beschreibung und Berichterstattung. Man hat vielfach gemeint, der Realismus, wie er bei Mahmûd Taymûr und dem gleich unten zu besprechenden «Tagebuch» von Taufîq al-Hakîm auffällt, sei als ein neues Moment in der erzählenden Literatur

Ägyptens europäischem Einfluß zuzuschreiben; das stimmt sicher nicht ganz. Darüber mag sich wohl Maḥmûd Taymûr selber nicht ganz im klaren sein, wenn er mir als entscheidenden Einfluß auf seine schriftstellerische Tätigkeit die französische Literatur besonders hervorhebt.

Mit Recht weist Lewis darauf hin, daß der Entwicklung einer modernen Literatur in Ägypten nicht wenige Hindernisse im Wege standen. Da wären in erster Linie die konservativen Kräfte zu nennen, die vom Islam ausgegangen sind. Die Lektüre der Volksliteratur, geschweige denn eine ernsthafte Beschäftigung mit dieser, galt bis in die jüngste Zeit hinein als unnütz und ehrrührig; ein Interesse für «Märchen» – wie man geringschätzig die gesamte erzählende Literatur nannte – ward erst durch die europäische Forschung bei verhältnismäßig noch recht wenigen Muslimen geweckt. Man lese über diese Einstellung die bekannte Abhandlung Maḥmûd Taymûrs über die Anfänge und die Entwicklung der arabischen erzählenden Literatur nach. Das wird anders werden, sobald Publikationen wie die hier besprochene von Lewis und Gunn den gebildeten Ägyptern die alten aus vorislamischer Zeit stammenden Texte zugänglich machen und die arabische Volksliteratur in den größeren Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung hineinstellen. Die Aufgeschlossenheit der heutigen Generation, die aus alter Enge und Gebundenheit sich zu lösen bestrebt ist, um in nationaler Selbständigkeit sich zu finden und, ohne dem Westen mit seinen zum Teil recht fragwürdig gewordenen Einflüssen zu verfallen, eine spezifisch ägyptische Kultur zu begründen, läßt der Hoffnung Raum, daß dieses Volk in freier Forschung rückschauend auf die reiche geschichtliche Vergangenheit seines Wunderlandes auch in seinem literarischen Schaffen von heute die ihm entsprechenden Ausdrucksformen finde und Europa nicht allein das schöne Märchenbuch von 1001 Nacht mit Ägypten in Verbindung bringt, sondern darüber hinaus auch dessen moderne zeitgenössischen Schriftsteller kennen und schätzen lerne, die wie Maḥmûd Taymûr und Taufiq al-Hakîm sich bemühen, mit ihrem Schaffen auch jenseits der Grenzen des alten Stromlandes Ägypten bekannt und anerkannt zu werden.

G. WIDMER

JOSEPH CAMPBELL, *The Hero with a Thousand Faces*. Bollingen Series XVII. 416 pages, 8^{vo}. New York, Pantheon Books Inc., 1949.

This book represents an interesting attempt to lay bare the hidden meaning of the composite archetypal hero, by comparing and correlating a mass of mythological material and adventure tales, from both ancient and modern sources, from all parts of the world. The book is divided into two main sections: I. “The Adventure of the Hero” and II. “The Cosmogonic Cycle”. According to the author the pattern of the adventure underlying all hero tales may be reduced to: 1. The Call to Adventure, followed sometimes by 2. The Refusal of the Call, or by 3. Supernatural Aid and the

Crossing of the First Threshold. After this the "Belly of the Whale" (or the night sea journey) forms a decisive ordeal. After further trials and victories initiation follows resulting in "Apotheosis", "The Ultimate Boon" and finally the return and reintegration with society.

The Cosmogonic Cycle (Part II) "unrolls a great vision of the creation and destruction of the world which is vouchsafed as revelation to the successful hero ... The hero and his ultimate god, the seeker and the found are ... understood as the outside and the inside of a single, self-mirrored mystery, which is identical with the mystery of the manifest world".

The author quotes freely from modern psychological sources, including both Freud and Jung, thus using an analytical approach as an aid towards understanding the spiritual adventure of the hero, who seeks to attain and bring back the treasure of superhuman knowledge and wisdom. However, little attempt is made to interpret the myths, the author preferring to let "the ancient meaning become apparent by itself", through the constant repetition of the same story-pattern with infinite individual variations.

The material ranges from the life and transfiguration of Christ and the life of Buddha (his ordeal and victory under the "Bo Tree") to such stories as the Sleeping Beauty and the Frog Prince. One of the chief merits of the material chosen is that a wealth of rare and little known myths and tales are given more space than the well known ones, thus making the collection a valuable source book for further study.

The book is richly illustrated with beautiful and unusual plates from Bali, Egypt, Persia, Tibet, India, China, Japan, Polynesia, Assyria, Cambodia etc., to mention only the eastern sources. Further material, including Christian, Hebrew and Sumerian sources, is taken from the following lands: Greece, Algiers (Paleolithic), France, the Sudan, Nigeria, Argentine, Mexico, Honduras, and Alaska.

The author astutely observes (p. 382) that all the varied attempts to interpret mythology represent so many facets of the truth and are determined by the various viewpoints of the judges, since "mythology shows itself to be as amenable as life itself to the obsessions and requirements of the individual, the race, the age".

C. BAUMANN

ERHALTENE BÜCHER · LIVRES REÇUS

LILY ABEGG, *Ostasien denkt anders*. Zürich, Atlantis, 1949.

The Art of Greater India. An exhibition of Indian Art. Los Angeles County Museum, 1950 (Catalogue).

JEAN BUHOT, *Histoire des arts du Japon*, I: Des origines à 1350. Annales du Musée Guimet. Paris, Vanoest, 1949.